

Das Vorspiel<sup>1</sup>

30. August 1942: Theatralische Großkundgebung in Luxemburg, wo der unselige Gauleiter Gustav Simon vor einigen luxemburgischen Verrätern die „Verordnung über die Wehrpflicht in Luxemburg“ bekannt gab.

31. August 1942: Nationaler Streiktag. Das ganze Luxemburger Volk legte überall die Arbeit nieder, um so gegen die niederträchtige Schändung und Rechtsverletzung des deutschen Unterdrückers zu protestieren. Standgerichte entstanden über Nacht und ließen eine ganze Reihe von Patrioten erschießen. Andere kamen in Konzentrationslager. Damit fing ein bitteres und trauriges Kapitel unserer Geschichte an, das Elend und Tränen, Leid und noch einmal Leid über unser Ländchen brachte. Das Drama einer geopferten Jugend begann<sup>2</sup>. Am 18. Oktober 1942 wurden gleich drei Jahrgänge verschleppt.

## Von Luxemburg nach Dänemark

Mit schweren Koffern beladen und dem Dreifarbenbändchen in der Tasche verließen wir unter deutscher Eskorte Luxemburg.

Nachdem auf dem Bahnhof in Luxemburg die Lage explosiv geworden war, fuhren die Deutschen einen großen Teil von uns mit Bussen vom *Glacis*<sup>3</sup> aus nach Trier.

Im Zug auf der Wasserbilligerbrücke<sup>4</sup> sangen junge Männerstimmern spontan, zum ersten Mal seit langen Jahren und für manche fürs letzte Mal, unsere Nationalhymne die „*Hémécht*“. Unterwegs wurden Fenster und andere Ausrüstungsgegenstände der Wagenabteile auf die Gleise geworfen. In Trier flog der erste deutsche „*Bulli*“ mit dem Kommiss hinter eine Hecke. Aber die starke Gruppe Luxemburger wurde auseinandergerissen. Sie wurde über ganz Deutschland verteilt. Es kamen sogar Kameraden nach Polen oder Dänemark. Ehe wir Trier verließen, wo die einzelnen Transporte zusammengestellt wurden, mussten wir in einer Kaserne in Hufeisenform antreten. Eine Kompanie

war mit einem Musikzug aufmarschiert. Mit großem Bla-Bla hielt ein deutscher Hanswurst von General von seinem offenen Wagen heraus eine Propagandarede an uns und stimmte ein Loblied auf den Verbrecher Adolf Hitler an!

Daraufhin ging es unter der bekannten deutschen Marschmusik zum Bahnhof Trier. Von dort fuhren wir um 19.00 Uhr mit unbekanntem Ziel fort. Gänzlich verstimmt und entmutigt passierten wir nachts um 24.00 Uhr Koblenz, wir 900 Luxemburger jungen Männer. Am 19. Oktober um 10.00 Uhr kamen wir in Kassel an. Zwischen Kassel und Zelle arbeiteten französische und russische Gefangene am Bahngleis. Wie auf Kommando flogen die Waggonfenster auf und unsere Marschverpflegung, unser Kommissbrot und unsere Wurst flogen raus. Wir hatten ja zuerst noch eine bessere Verpflegung von zu Hause in unseren Koffern. Es war eine Freude zu sehen, wie die Gefangenen sich auf dieses „Himmelsmanna“ stürzten. Damit hatten die armen Teufel wieder für ein paar Tage etwas zum Essen.

In Zelle passierten wir um 17.30 und in Uelzen um 18.15 Uhr. Wir kamen in Hamburg-Harburg um 20.30 Uhr an. Übermüdet erreichten wir am 21. Oktober morgens um 2.00 Uhr Rendsburg. Im „Conventgarten“ beim Kaiser-Wilhelmkanal wurden wir auf Strohmatten provisorisch einquartiert.

Am 24. Oktober 1942 wurden wir in der Kaserne zu Rendsburg eingekleidet und einzelnen Kompanien zugegeteilt. Marschübungen standen bereits auf dem Programm. Zu Rendsburg gab es gleich die ersten Reibereien mit den Deutschen. Am Sonntag, den 25. Oktober, morgens um 07.00 Uhr, ging es auf Transport Richtung Fredericia, Stadt in Dänemark. Sollte Dänemark für uns etwas Gutes bedeuten? Wir wussten es nicht und konnten auch nichts hierüber erfahren. Um 07.45 Uhr passierten wir Schleswig, um 08.30 Uhr Flensburg und dann die Grenze bei Padborg. Um 15.00 Uhr fuhren wir durch Kolding und erreichten um 16.00 Uhr Fredericia. Andere Kameraden kamen nach Hadersleben<sup>5</sup>.

So wurden die einzelnen Freunde schon wieder auseinandergerissen. Aber Bekanntschaften wurden gemacht und neue Freundschaften wurden wieder unter den Luxemburger Zwangsrekrutierten geschlossen.



Die Kaserne in Hadersleben (Dänemark), wo Théid Senninger mit weiteren Luxemburgern ausgebildet wurde.

Fredericia ist eine schöne dänische Stadt, aber die Deutschen ließen uns keine Zeit, um sich romantischen Betrachtungen hinzugeben. Wir waren als Banditen vorgemeldet und wurden auch demnach behandelt.

besser als uns. Sie hatten gerade wie wir unter den „preußischen Schikanen“ zu leiden.

## Die Ausbildung in Dänemark

Alles ging für unsere Begriffe viel zu schnell: die Ausbildung mit den Waffen und die Übungen in den Dünen auf der Küste. Zu diesem Zeitpunkt waren wir zu 78 Luxemburger in den einzelnen Kompanien eines Ausbildungsbataillons, Infanterie-Ersatz-Bataillon 333 genannt, eingeteilt.

Am 28. Oktober hatten wir zum ersten Mal Scharfschießen. Am 31. Oktober wurden wir bereits vereidigt und mussten den Eid auf den Sadisten Hitler leisten. Im letzten Glied erhoben wir, d.h. verschiedene Kameraden, die Faust zum Schwur. Zugegeben, unser Protest wurde nicht bemerkt, ansonsten wäre es gleich zum Drama gekommen. Am 4. November wurden 25 Luxemburger nach Neumünster zur Ausbildung für das Afrikakorps abkommandiert.

Nach weiterer intensiver Ausbildung – alles ging im D-Zugtempo – übten wir am 11. November zum zweiten Mal das Scharfschießen. Hierzu sei bemerkt, dass es nicht mehr möglich war, das Tagebuch präzise zu führen, denn es blieb einfach keine Zeit mehr dazu. Außerdem sagte man uns, dass es streng verboten wäre, ein Tagebuch zu führen und dass man dafür kriegsgerichtlich belangt werden könnte.

Unsere Kameraden von Hadersleben, mit denen wir später zusammenkamen, erging es nicht

## Théid von Wellenstein und seine Fehde mit dem Spieß

Théid (Senninger) von Wellenstein fiel sofort wegen seiner Hartnäckigkeit auf. Er wurde bereits am ersten Tag vom Spieß links aus der Reihe zum Strafoxerzieren herausgenommen. Grund hierfür war sein Waffenrock, an dem ihm der Kragen zu eng war. Der Spieß fragte ihn: „Mensch, warum haben Sie Ihren Kragen aufstehen?“ Théid antwortete ihm: „Weil er nicht zugeht, kann ich dafür.“

Daraufhin brüllte der Spieß wutentbrannt: „Mensch, werden Sie nicht frech. Ihren Namen werde ich mir mit roter Tinte auf das erste und letzte Blatt von meinem Buch schreiben. Sie melden sich heute Nachmittag bei mir mit einem passenden Waffenrock.“

Schön und gut, Théid ging zum Bekleidungsfritze. Er hatte aber seinen Wunsch noch nicht vorgetragen, da fing auch schon dieser Hammel an zu schreien und Théid flog vor die Tür. Daraufhin ging letzterer zu seinem Gruppenführer<sup>6</sup> und sagte diesem, er sollte mit ihm auf die Bekleidungskammer gehen. Aber dort flogen sie beide vor die Tür. Nachmittags berief sich Théid beim Spieß auf seinen Gruppenführer, doch dieser leugnete, dabei gewesen zu sein. Das Strafoxerzieren war damit fällig sowie ebenfalls das Waschen des Flures mit einer Zahnbürste. Hinzu kam dann, dass jedes Mal wenn er glaubte fertig zu sein, ein neuer Eimer mit Wasser angeflogen kam. So

1. Der in luxemburgischer Sprache verfasste Urtext betreffend die Kriegserlebnisse („*Journal de guerre 1942-1945*“) der einstigen Kameraden von Vinderup-Novgorod, Zwangsrekrutierte, Opfer des Nazismus, wurde im Jahre 1968 herausgebracht. Die damals dem Komitee dieser Vereinigung zur Verfügung stehenden Mittel erlaubten offensichtlich weder eine gediegenere Drucklegung noch eine diesem interessanten Bericht zukommende öffentliche Verbreitung. Dies sei hiermit nachgeholt. Für Schriftleitung, Bebilderung und Druck war Georges Flammang damals zuständig. François Bley half ihm dabei. Der ursprüngliche Text wurde nur unwesentlich abgeändert oder gekürzt.

2. In Französisch im Text: „*Et le drame d'une jeunesse sacrifiée commença*“.

3. Örtlichkeit in Luxemburg-Limpertsberg.

4. Brücke, die in Wasserbillig Luxemburg von Deutschland trennt.

5. Fredericia ist eine im Osten der dänischen Halbinsel Jütland gelegene Stadt. Albert Weber, geboren in Nospelt, der auch am 18. Oktober 1942 eingezogen wurde, war ebenfalls in Fredericia in Ausbildung. Er hatte Kontakt mit Dänen und sollte nach Schweden geschleust werden, was aber nicht gelang. (Siehe seine Kriegserlebnisse in: Georges Even, *Ons Jongen*, S. 35-38). Hadersleben, auf Dänisch Haderslev, ist eine Stadt in der Region Syddanmark (Wikipedia).

6. Führte eine Gruppe von 10 Mann an.

ging das Spiel dann schon einige Stunden, bis dass ein Uniformierter ihm mit der Hand auf die Schulter klopfte und fragte: „Junger Mann, was tun Sie denn hier?“ Es war der Major des Bataillons. Théid antwortete ihm: „Ich warte auf einen neuen Eimer Wasser“ und auf Luxemburgisch: „*Wat ass dat fir eng domm Fro!*“<sup>7</sup> „Na, na, Sie scheinen mir ja ein komischer Vogel zu sein. Welcher Landsmann sind Sie, wo kommen Sie her und warum haben Sie diese Strafe erhalten?“ Und prompt bekam er als Antwort: „Jaa... glauben Sie denn, ich wäre von selbst hierhergekommen, die Preußen haben uns in Luxemburg geklaut!“ Der Major: „Na, Sie gefallen mir junger Mann. Los, aufhören, Sie melden sich morgen früh bei mir!“ Théid fühlte sich doch nicht wohl in seiner Haut und mit gemischten Gefühlen wartete er auf den nächsten Morgen.

Beim Morgenappell staunte keiner mehr als der Spieß, als der Major nach Théo Senninger fragte und ihn für einige Wochen zu seinem Burschen machte. Damit bekam Théid nicht mehr allzu viel von der Ausbildung mit. Als er wieder zu uns stieß, kam leider auch ein Sadist, der Spieß namens Freuling zu uns. Freuling wurde Spieß unserer dritten Schwadron<sup>8</sup> und schikanierte uns, wo und wann er die Gelegenheit hierzu hatte.

### Ausbildung in einer Aufklärungsabteilung (A.A.) der 23. Infanterie Division

Am 13. November 1942 kamen ungefähr 30 Luxemburger von Fredericia sowie auch ungefähr 30 Luxemburger von Hadersleben in andere Bataillone nach Oxbüll<sup>9</sup> an die deutsch-dänische Grenze.

Zwischen dem 14. und 20. November wurde im Lager Oxbüll die 23. Infanterie Division neu aufgestellt. In dieser Division wurden wir, die späteren Kameraden, in ein Aufklärungsbataillon gesteckt. Der Grundstock war die alte A.A. 113 Totenkopfabteilung, Lüneburg!

Noch verstanden wir nichts davon, doch wir sollten bald erfahren, dass die Deutschen genau wussten, warum sie uns als Aufklärer aufstellten. Ist doch nicht eine Aufklärungsabteilung die Feuerwehr von einer Division, die Erste wenn es nach vorne und die Letzte, wenn es nach hinten geht! So war es dem Deutschen von vornherein klar, dass er uns somit jede Hoffnung nehmen würde, überzulaufen. Außerdem wurden wir gut überwacht, denn unser Steckbrief war uns ja vorausgegangen. Im Lager Oxbüll erhielten 52 Luxemburger im neuen Himmelfahrtskommando die erste harte und strenge Ausbildung. Wir waren froh, als

es hieß: „Es geht am 21. November auf Transport nach Vinderup, an die Westküste von Dänemark. Vinderup ist ein kleines Städtchen, wo wir es trotz harter Ausbildung nicht allzu schlecht hatten, nicht zuletzt weil wir Luxemburger Freundschaft mit den Dänen schlossen. Diese Freundschaft half uns über viele bittere Stunden hinweg. Es sei an dieser Stelle den Dänen nochmals gedankt für alles Gute, das sie für uns taten.“

Unsere Schwadron, die 3. von der Abteilung, wurde zugewise einquartiert: 1. Zug im Hotel Vinderup, 2. Zug im Gemeindehaus, 3. Zug in einem Wirtshaus.

Ab dem 22. November wurde unsere Ausbildung als Aufklärer intensiv vorangetrieben und dies in einem Tempo, das uns öfters den Atem stocken ließ. Warum dieses Höllentempo? Wir wussten es nicht, bis wir eines Tages doch dahinter kamen, als wir bei unseren dänischen Freunden „den Engländer“ hörten. Aber die Deutschen wussten es genau. Hatte doch die Stunde für sie vor Stalingrad geschlagen. Und damit war der Schwanengesang vom Niedergang des Großdeutschen Reiches angestimmt. Die Luxemburger waren in den drei Zügen zu drei bis sechs Mann auf eine Gruppe verteilt, so dass sie nicht genug Kontakt untereinander hatten und auch keinen Block bilden konnten. Wie bereits unterstrichen, die Ausbildung war hart und wir wurden nicht mit Handschuhen angefasst!

Nach ungefähr 8 Tagen konnten wir hie und da abends 1 bis 2 Stunden Ausgang ergattern. Wir lernten auf diese Weise den einen oder anderen Luxemburger besser kennen. Wir nahmen außerdem, obwohl es uns streng verboten war, Kontakt mit der dänischen Bevölkerung auf. Dieses Verbot war nicht ohne Grund von den Deutschen eingeführt worden, denn Dänemark war eine befreundete Nation für die Luxemburger. Der große Teil von uns schloss Freundschaft mit dänischen Familien. Wir wurden bei ihnen nach Hause eingeladen, gingen bei ihnen ein und aus, wurden gefüttert wie zu Hause und hörten den Engländer. In den Geschäften und in den Krämerladen, beim Metzger und Bäcker erhielten wir heimlich Nahrungsmittel ohne Marken. Es hatte sich nämlich im Städtchen rasch herumgesprochen, dass Luxemburger unter den Deutschen wären. Die Deutschen Rekruten bekamen Wind davon und gaben sich auch als Luxemburger aus. Daraufhin setzten wir die Dänen hierüber auf den Laufenden, worauf letztere den Luxemburgern die „*Carte d'Identité*“ fragten. Dann platzte eine deutsche Bombe! Unerwartet, eines Tages beim Appell hieß es: „Sämtliche Luxemburger im Hotel Vinderup antreten!“ In einem Saal, auf der Bühne, wurden wir aufgefordert, in drei Reihen Aufstellung zu nehmen, je ein Schritt einer vom anderen entfernt. Unser berüchtigter Schwadronchef, Leutnant Richter, ein hundertprozentiger Nazi, schrie: „Ihr Saukerle

und Saufranzosen, heraus mit den Ausweispapieren und den blöden Fetzen von luxemburgischen Fahnen. Ich werde euch das Handwerk legen. Sowa sollen wir als Soldaten einsetzen. Ich werde sofort die Gestapo alarmieren und euch in ein KZ einsperren lassen. Los, raus mit den Fetzen, elendes Lumpenpack!“ Nun konnte es ja heiter werden! In der ersten Reihe wurden unseren Kameraden die „*Carte d'Identité*“ abgenommen. Verschiedene Luxemburger in den letzten Reihen konnten ihre „*Carte d'Identité*“ und ihre Fähnchen in die Unterhosen verschwinden lassen. Unsere dänischen Freunde hoben unsere Belege auf, bis wir nach Russland abgezogen wurden. Für diejenigen von uns, die keine mehr hatten, nähten unsere Freunde neue Fähnchen. Diese waren noch größer und schöner, so dass jeder von uns ein Fähnchen in der Tasche hatte, als wir nach Russland fuhren. Und doch, es sollte später nicht viel nützen, weder an der Front noch in der Gefangenschaft, weder bei den Russen noch bei den Amerikanern. Wir wurden bitter enttäuscht!

Wir wurden von da an scharf überwacht. Wir sind trotzdem noch oft heimlich abgehauen und besuchten unsere dänischen Freunde.

Wir verdanken dem Stabswachtmeister Bode, dass es nicht zum Schlimmsten mit den Drohungen von Leutnant Richter kam. Er setzte sich für uns ein, obwohl auch er ein richtiger Nazi war! Das muss zu seiner Ehre gesagt werden. Er hegte, wie später festgestellt werden konnte, persönlich Groll gegen Leutnant Richter. Bekannt als chronischer Säufer, war Bode fanatisch aber doch gerecht, obwohl er auch bei uns nicht beliebt war. Er hatte sogar einmal beim politischen Unterricht Schaum vor Wut vor den Mund bekommen, als Georges ihm eine Behauptung widerlegte. Aber gemeldet hat er uns nicht und der politische Unterricht fiel für eine gewisse Zeit aus. Obwohl er durch Leutnant Richter (bekannt durch das Buch von Paul Carell „Unternehmen Barbarossa“) degradiert worden war, hatte er wahrscheinlich noch immer die besseren Beziehungen.

Am Wolchow rettete Bode, wie wir noch sehen werden, unseren Kameraden Jacques Vermeiren von Esch/Alzette beim Kriegsgericht vor der sicheren Kugel, als Jacques wegen Selbstverstümmelung durch die Ärzte und Leutnant Ramm angeklagt wurde.

### Kriegsspiel und Übungen bei Tag und bei Nacht

Zurück zum 24. November 1942: um 24.00 Uhr gab es Alarm. Wir hatten nur 2 Stunden geschlafen und das nach einem anstrengenden Tag. Es gab einen Nachtmarsch mit allen Schikanen, mit Angriffsübungen und Gaseinlagen.

Am 25. November erhielten wir Fahrräder und dann konnte es lustig werden. Vom 26. bis zum 30.

November Alarm bei Tag und Nacht. Wir erhielten in der Abteilung bereits den Namen „Mondscheinschwadron“. Und so ging es weiter, Ausbildung und nochmals Ausbildung, und alles mit Höchstgeschwindigkeit. Eines Abends saßen René und Georges bei ihren dänischen Freunden und hörten den Engländer. Die Türe wurde geöffnet und herein kamen zwei „auch Luxemburger“ aus dem 1. Zug. Einer von ihnen hatte einen Strauß Rosen in der Hand und sagte: „Aha, haben wir Euch jetzt erwischt. Ihr hört ja den Engländer. Wir machen Euch einen Vorschlag. Ihr überlasst uns hier die Mädchen aus dem Hause, dann zeigen wir Euch nicht an“. Auch das hat es leider gegeben!

Am 4. Dezember war der erste Ausbildungstag mit den Fahrrädern. Wir waren die berühmten Kavalleristen auf den Fahrrädern. Drei Züge wurden mit denselben ausgerüstet. Der 4. Zug, genannt Kradschützenzug (auf Motorrädern), war mit schwerem MG und 12 cm Granatwerfer ausgerüstet. Die 4. Schwadron, genannt „schwere Schwadron“, war ganz motorisiert. Zu bemerken bleibt, dass nur in der 3. Schwadron Luxemburger waren.

Am 8. Dezember 5.00 Uhr morgens: Alarm. Angriffsübungen mit den Fahrrädern über Holstebro und Struer. Danach Geländeausbildung. Es hing uns alles zum Hals heraus!

Am 15. Dezember: Exerzierdienst mit den Fahrrädern. Auch der politische Unterricht flackerte wieder auf. Die Herrenmenschen gaben die Sache aber bald wieder auf, weil sie doch keinen von uns überzeugen konnten.

Am 19. Dezember gab es um 2.00 Uhr morgens eine Geländefahrt mit den Fahrrädern. Wir fuhren mit Kompass und Karte durch den hohen Schnee.

24. und 25. Dezember 1942: Weihnachtsfeier im Hotel Vinderup. Es war dies eine armselige und blödsinnige Feier, treu der nazistischen Mentalität. Der 2. Zug gewann den Gesangwettbewerb mit dem Lied: „Rote Rosen blühen am Wegesrand, Mädels, zum Abschied, reiche mir deine Hand“. Das passte zu Weihnachten wie der Kuh der Sattel. Es war zum Kotzen. Wenn doch nur der Teufel die ganze Bande geholt hätte! Wir profitierten von der erstbesten Gelegenheit und rissen aus, um bei unseren dänischen Freunden richtig zu feiern.

Bis zum Neujahrstag ging es munter mit der Ausbildung weiter. Wirklich, die Deutschen wollten Elitesoldaten aus uns machen.

Am Neujahrstag waren wir dienstfrei und das sogar „bis zum Wecken“! Und schon waren wir wieder bei unseren Freunden und feierten mit ihnen. Morgens früh schallten in den Gassen Luxemburger Lieder. Allem Anschein nach waren die Deutschen so betrunken wie wir, denn kein Hahn krächte später danach.

Vom 2. bis zum 4. Januar 1943: Nahkampfübungen mit Scharfschießen. Am 5. Januar, von 7.00

7. Übersetzt: „Was ist das für eine dumme Frage!“

8. Die Schwadron = die kleinste Einheit der Kavallerie (Duden, Wörterbuch, S. 1418).

9. Oxbüll (Oksbøl) ist eine kleine dänische Ortschaft der Kommune Sonderburg auf der Insel Als in der Region Syddanmark (Wikipedia).

## Kapitel XVII

Luxemburger Vanderweckene durch die Newa zum Russen. Er war das Männchen vom Rosenstrauß in Vinderup. Er war kein Freund von uns. Morgens in aller Frühe griff der Russe mit 5-facher Überlegenheit an. Mit Panzern und Schlachtfliegern, nach heftigstem Trommelfeuer. An unserem rechten Flügel ging die Infanterie stiftend, ein Teil unserer Schwadron zog mit. Links die Fluten der Newa, 400 m breit! Hinter uns schoss der Iwan mit Phosphorgranaten. Und vor uns die Mongolen, die uns den Garaus machen wollten. Es gelang uns, den Graben auf der rechten Seite zu schließen. Wir waren 14 Mann. Es ging um unseren Kopf und der war in diesem Augenblick keinen Sou mehr wert. Es entstand ein Nahkampf mit Handgranaten, 30 Minuten lang, eine Ewigkeit! Nur vier Mann konnten im Graben stehen. Es wurde sich alle 5 Minuten abgelöst. Die anderen schleppten die Kisten mit den Handgranaten heran. Wir wollen ausdrücklich betonen, dass es uns nicht um Heldentum ging! Nein, wir bekamen diesen fürchterlichen Kampf aufgezwungen. Wir saßen in der Falle. Wenn wir auch hier zu 2/3 Luxemburger waren, es blieb uns keine andere Wahl: „Sterben oder leben, und deshalb wehrten wir uns, so gut wie es halt ging!“ Wir hatten das Glück, den Kampf überlebt zu haben. Einige Verwundete hatten wir dabei schon. Beim Gegenangriff wurden wir erneut fregekämpft, wobei 11 Mongolen gefangen genommen wurden. Die Deutschen hatten ihren Soldaten, unter denen auch einige unserer Luxemburger Kameraden waren, scharfen „Sprit“ zu trinken gegeben. So stürmten sie alle, ohne Hemmung und Angst, beim Gegenangriff drauflos. Hierbei hatten sich Théo Senninger und Gust Martin von Weimerskirch Leutnant Ramm vorgeknöpft. Dieser wollte sich nach hinten absetzen. Er sagte, die Zwei sollten schon vorangehen. Hier aber bot sich die Revanche vom Wolchow an: „Nach Ihnen, Herr Leutnant“, sagten sie beide und setzten ihm ihre Karabiner in den Rücken. Der Hauptmann Von der Busche von Streithorst, der unseren Abteilungskommandeur ersetzte, trieb in Pantoffeln seine Infanterie nach vorne. Hierbei fragte er uns, wie alles vor sich gegangen wäre. Auch fragte er jeden einzelnen von uns, wo er zu Hause wäre. Als er hörte, dass so viele Luxemburger dabei waren, sagte er: „Jetzt soll aber noch einer etwas von den Luxemburgern sagen!“

Wir geben hier mit Absicht diese Aussage wieder. Die Fahnenflucht vom Überläufer Vanderweckene hätte nämlich für uns Luxemburger, die wir später ins Kreuzverhör genommen wurden, sehr schlecht aussehen können. Zum Glück verlief die ganze Angelegenheit im Sand!

Jos Entringer von Wormeldingen wurde leicht durch Granatsplitter verwundet.

Nach 3 schlimmen Tagen, gekennzeichnet von Hitze, Hunger, Durst und Angst, bekamen wir endlich wieder Verpflegung und Post von zu Hause. Weil, was die Feldpost anbelangte, Paketsperre war, schickten

unsere Familien uns die Zigaretten in den Briefen. Manche junge Männer brauchten sie nicht mehr. So ging die Post zurück an die daheim mit der Bemerkung: „Gefallen für Führer, Volk und Vaterland!“. Ja, hart und unbarmherzig schlug das Schicksal zu. Wir hatten alle dieselben Gedanken:

„Vielleicht bist du auch bereits morgen dabei!“

Am 29. Juli griff der Iwan nochmals nachts um 1.45 Uhr an. Wir kamen jedoch noch einmal glimpflich davon.

Am nächsten Tag kamen wir für einen Tag zurück in die rückwärtige Newa-Stellung, zur Erholung und auch für ein paar Stunden Schlaf.

Am 31. Juli griff der Russe andauernd an. Er konnte einfach nicht davon ablassen. Wir fragten uns, wo er nach den schweren erlittenen Verlusten die Soldaten hernahm.

Nachdem es am 1. August 1943 verhältnismäßig ruhig blieb, lagen wir am nächsten Tag unter starkem Beschuss der Artillerie und Stalinorgeln.

Am 3. August wuschen wir uns in der Moika, einem kleinen Fluss, der in die Newa fließt. Als dann aber heftiges Trommelfeuer einsetzte, mussten wir rasch in unsere Stellungen zurück. Die Angriffe nahmen wieder an Heftigkeit zu, wobei es Tote und Verwundete auf beiden Seiten gab.

Am 4. August, nach einem schweren Gewitter in der Nacht, wurde unser Landsmann Hubert Dupong von Kopstal durch einen Granatsplitter schwer verwundet. Derselbe riss ihm den rechten Unterarm weg. Jos Entringer von der Mosel wurde am nächsten Tag zum zweiten Mal verwundet und kam diesmal ins Lazarett.

Als der Tag anbrach, wurden die Posten eingezogen. Wenn es ruhig bleiben sollte, würde ein Mann für die erste Stunde reichen. Allerdings musste man den ersten Posten freiwillig übernehmen, weil dieser möglicherweise mit dem Schlaf zu kurz kam. Man wusste nicht, wie lange der Iwan uns nun in Ruhe lassen würde. Als Pierre Ludgen von Asselborn und Aloyse Müller Georges Flammang ablösten, sollte es keine 10 Minuten dauern, bis sie von der Newa herüber von der Ratschbumm einen Volltreffer auf ihren Stand abkriegen. Es war das das Signal zum Trommelfeuer, gefolgt von einem russischen Angriff. Der Eingang vom Fuchsbau wurde verschüttet. Pierre und Aloyse wurden schwer verwundet. Sie wurden von deutschen Soldaten von der SMG-Staffel durch eine kleine Öffnung in den Fuchsbau hineingereicht. Während des Trommelfeuers konnte in der Tat niemand abtransportiert werden. Der Gruppenführer meinte, dass wir jetzt hier sitzen würden, wie die Maus in der Falle. Zum Glück wurde die Stellung gehalten. Am Fuchsbau konnte dann von innen und außen die Stützbalken vom Eingang weggeräumt werden, so dass die Verwundeten rückwärts zum Hauptverbandsplatz geführt werden konnten.

## Der Leidensweg der Luxemburger Zwangsrekrutierten von Novgorod



Théid Senninger (rechts) neben einem (Ober)gefreiten, der ein MG bedient und einem weiteren Soldaten (Ausbildung, Russland).



Die Schwadron, der Théid Senninger (ganz rechts auf dem Bild) angehörte, am Wolchow. Der 3. Soldat v. rechts ist (Ober)gefreiter und Träger des Infanterie-Sturmabzeichens. Sein Kamerad rechts neben ihm trägt ebenfalls dieses Abzeichen. Wenigstens diese beide sind wohl Deutsche.



Wohl gegen Mitte Mai 1943 am Wolchow: Kavalleristen auf Fahrrädern unter ihnen auch Luxemburger wie z.B. Théid Senninger.



Am Wolchow (Russland): Männer der Schwadron von Théid bei der Instandsetzung (Plattfuß?) eines ihrer Fahrräder.

## Der Leidensweg der Luxemburger Zwangsrekrutierten von Novgorod

Am 6. August hieß es, wir würden abgelöst. Wir sollten uns deshalb zum Abzug in die rückwärtige Newa-Stellung bereit halten. In der folgenden Nacht wurden wir von der 2. Schwadron im Quergraben des Brückenkopfes abgelöst. Wir waren froh, uns wieder in Bunkern, etliche Kilometer zurück an der Newa aufhalten zu können.

Vom 8. bis zum 11. August lagen wir unter Infanteriebeschuss über die Newa. Wir wurden von Fliegern angegriffen. Besonders nachts waren die „Rattas“ da, die auch „UVD“ oder „Kaffeemühlen“ genannt wurden<sup>21</sup>.

In der Nacht sollten wir die Bunker ausbessern und auch neue bauen. Aber der Iwan ließ das einfach nicht zu. Das gefiel ihm eben nicht! Die „Rattas“ kamen vom Brückenkopf über unsere Stellungen längs der Newa herauf geflogen. Über Lautsprecher riefen die Piloten zu uns herunter und gaben Nachrichten von der ganzen Front durch. Auch sagten sie: „Deutsche Kameraden, lauft zu uns über, vergesst nicht, das Essbesteck mitzubringen, denn bei uns gibt es zwei Mal am Tag warmes Essen!“ Nach kurzer Zeit kamen sie wieder zurück und riefen: „Hallo, hallo, hier kommt der Tod!“ Dann schmissen sie uns Bomben auf den Kopf und bearbeiteten uns mit ihren Bordwaffen. Welche komische Kriegsführung! Was sollte man davon halten?

### Zweiter Einsatz am Wolchow

Am 11. August wurde unsere ganze Abteilung nach 16 Tagen erbitterter Nah- und Abwehrkämpfe von der 58. Infanterie-Division abgelöst. Die Verluste waren auf beiden Seiten groß. Unsere Schwadron hatte noch eine Kampfstärke von 50 Mann. Wir hofften, jetzt eine Weile in Ruhe gelassen zu werden. Aber nein! Am 12. August kamen wir in Kirsino, die Ortschaft kann auch Nowo-Lissino geheißen haben (Oblast Leningrad), an. Dort schlugen wir Zelte auf. Wegen eines Gewitters mussten wir diese wieder abreißen und wurden für eine Nacht in russische Häuser einquartiert. Am 13. August wurde uns der Film „Hochzeitsnacht“ vorgeführt. Es war kaum zu glauben!

Bereits am nächsten Tag wurden wir zum Transport nach Lubjino-Pole verladen. Wir wurden am 16. August in Luga entlastet und kamen am Wolchow zum zweiten Mal in den Einsatz. Emile Eyschen aus

Luxemburg-Stadt und Lucien Thill von Meispelt erhielten einen Urlaubsschein. Sie durften nach Luxemburg fahren. Sie kamen beide nicht mehr zurück und desertierten. Emile floh nach Frankreich. Er wurde im Oktober 1943 zu Clermont-Ferrand verhaftet<sup>22</sup>. Lucien versteckte sich in Luxemburg. Um den 17. August simulierte der Luxemburger-Fresser, Leutnant Ramm, einen Unfall mit dem Krad<sup>23</sup> bei Mga<sup>24</sup> und ließ sich von Carlo in den Kurort Wyrizta fahren. Er und der Unteroffizier Kramer waren Schinder und Sadisten von übelstem Ruf gegenüber den Luxemburgern. Sie waren Feiglinge an der Front, wo sie für ihr erbärmliches Leben fürchteten und zitterten. Sie brachten es aber immer fertig, sich mit irgendeinem Trick von der Front zu verdrücken. Sie waren hingegen darauf aus, die Luxemburger wegen des geringsten Verstoßes vor das Kriegsgericht zu bringen. Sie werden schon, wie ein gewisser Unteroffizier Senf von Berlin-Charlottenburg, der aufs Gemeinste mit den gefangenen Polen zu Zempow bei Wittstock umging, heute wieder zu Hause als unbescholtene Bürger der Bundesrepublik ein gemütliches Leben führen.

Leutnant Ramm soll, einem mündlichen Bericht nach, von einem Luxemburger Kameraden erschossen worden sein. Es wäre ihm damit Gerechtigkeit widerfahren und wir Novgoroder hätten damit die Genugtuung, dass wenigstens dieser Saukerl in Russland gefault ist.

Zwischen dem 17. und 24. August wurde unsere Schwadron neu eingeteilt. Auch wurden die Waffen überholt und wir wurden weiter ausgebildet. Man hätte doch meinen können, wir hätten an der Newa vom Iwan genug Ausbildung erhalten. Aber die Deutschen gönnten uns keine Ruhe. Es durfte ja beileibe keiner von uns Zeit zum Nachdenken bekommen.

Am 25. August war es dann wieder so weit! Wir gingen erneut auf Transport, um zum zweiten Einsatz am Wolchow zu kommen. Hier hatte der Russe das Heft in der Hand, um den Deutschen eine neue Lektion zu erteilen. Nachts kamen wir um 1.00 Uhr auf dem „Bahnhof Stern“ an und fuhren mit unseren Fahrrädern auf dem Knüppeldamm Richtung Front. Wir schliefen 3 Stunden auf diesem Damm. Gegen Morgen wurde die dritte Schwadron aufgeteilt, um zum Teil „Jagdkommando“ zu werden. Es war Leutnant Harms, bis jetzt für uns noch ein großer Unbekannter, der mit Wachtmeister Kukké die Männer für dieses Kommando aussuchte. Der größte Teil der Luxemburger wurde

21. Die berühmten Rollbahnkrähen.

22. Emile Eyschen wurde am 18. April 1921 im Rollingergrund geboren und war auch dort wohnhaft. Er wurde am 18. Oktober 1942 in die Wehrmacht eingezogen. Er desertierte am 21. September 1943. Er war zunächst in Luxemburg, dann in Differdingen versteckt. Weimerskirch aus Differdingen (PI-MEN) brachte ihn am 12. Januar 1944 bei Hussigny über die Grenze. Er fuhr nach Clermont-Ferrand, blieb dort einige Tage und begab sich dann nach Les Ancizes, wo er aber nur 4 Tage weilte. Er fuhr nach Clermont-Ferrand zurück und blieb dort 1 Monat lang. Er arbeitete dann bei einem Bauern im Departement Dordogne. Mitte März begab er sich erneut nach Clermont-Ferrand. Dort wurde er dann auch festgenommen (ANL, CdG 5A 0655 [2], 1103).

23. Krad = Kraftfahrrad = Motorrad.

24. Mga (russisch: Mra): Ort in der Oblast Leningrad mit im Jahre 1940 etwa 3.000 Einwohnern. Verkehrsknotenpunkt. Befindet sich etwa 50 km südöstlich von Leningrad.



Am Wolchow (Russland): Soldaten vor ihrer Stellung. Théid Senninger mit Pfeife ganz links. Neben ihm wohl ein Deutscher, Träger des Infanterie-Sturmabzeichens.



Am Wolchow: Vor ihrem Unterstand suchen Soldaten ihre Kleider nach Läusen ab. T. Senninger wohl der 2. von rechts.



Gruppe von Soldaten in Russland (Wolchow): 1. v. links: Théid Senninger aus Wellenstein.



Théid Senninger (rechts) mit einem Luxemburger (?) Kameraden in Russland.

## Kapitel XVII

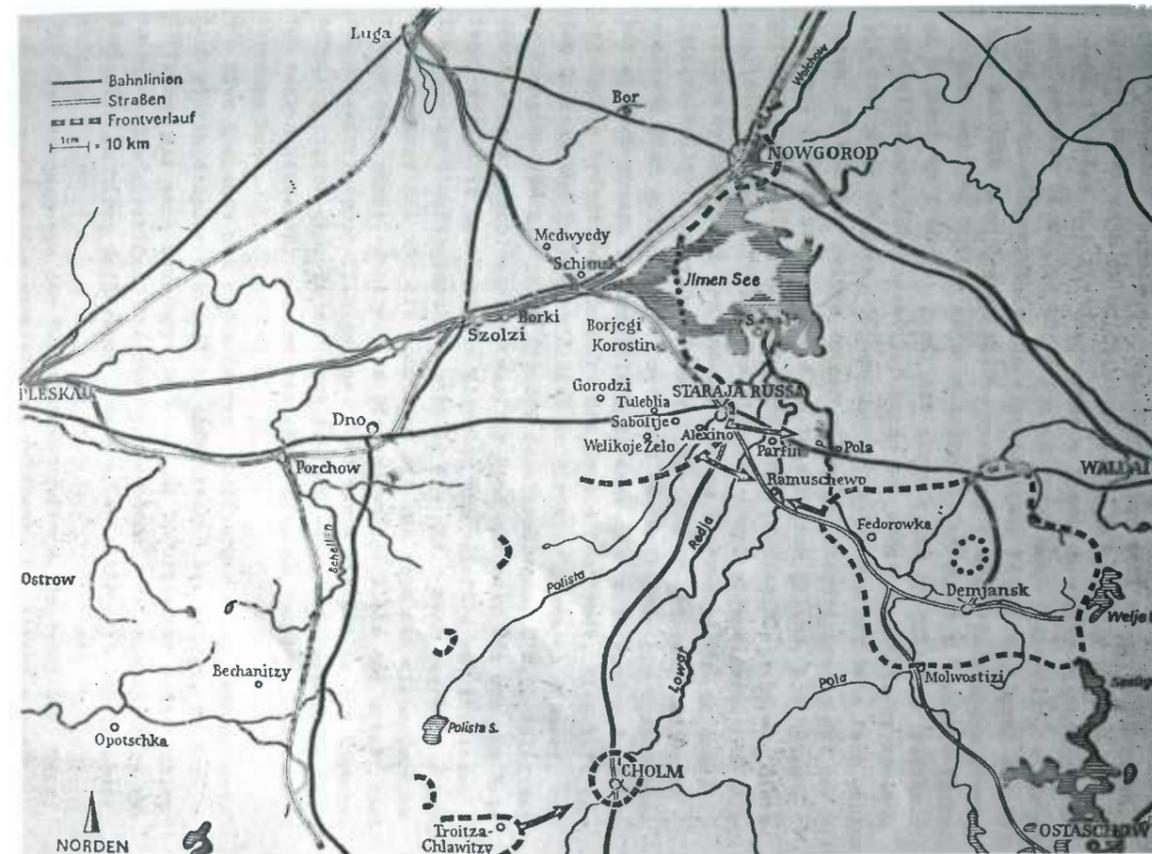
vor allem Mensch, kein Menschschinder, wie die meisten deutschen Offiziere. Zuerst mussten wir noch während 4 Wochen Bandenschule besuchen, in der wir in einer Spezialausbildung mit der Taktik der Partisanen vertraut gemacht wurden, so z.B. wie ihre Spuren zu lesen waren, wie ihr Alarmsystem funktionierte, wie sie ihre Sabotageangriffe durchführten, wie sie sich untereinander durch ein Nachrichtensystem verständigten, usw. Jedenfalls waren wir für 4 Wochen aus der Front und das war ja eine kleine Galgenfrist, obwohl die Partisanenbekämpfung viel heimtückischer, grausamer und gefährlicher war, was das Überleben anbelangte. Am Ende der Ausbildung wurden wir auch noch das Skifahren gelernt und das in einem Trockenlehrgang. Der Abschluss der Bandenschule bestand in einem Manöver von 3 Tagen, wobei das 38. Jägerkommando die Partisanen „spielten“ und wir die Verfolger. Am 23. Oktober um 19.00 Uhr kamen wir in unser neues Quartier in Wolnaja-Gorka. Dort sollten wir einen Tag Ruhe haben. Aber daraus wurde nichts, da bereits abends um 23.30 Uhr Alarm gegeben wurde. Es ging Rede von Partisanen um den Illmensee. Was wirklich los war, erfuhren wir nicht. Es hieß: rein in die LKWs und los zum Illmensee! Gegen Morgen des 24. Oktobers kamen wir an, oder besser gesagt, wir blieben etliche Kilometer vor dem Ziel mit unserem LKW im Schlamm stecken. Wir mussten den Rest zu Fuß zurücklegen. Marcel Hahn<sup>26</sup> von Oberkorn fuhr an diesem Tag in Urlaub und wir bekamen ihn nicht mehr zu sehen. Er desertierte nämlich zu Hause und flüchtete nach Frankreich. Am 25. Oktober übernahm der 3. Grupp die Sicherung im Nachbardorf, 6 km von dem Ort, in dem wir einquartiert waren. In der darauf folgenden Nacht machte eine Gruppe von fünf Mann, darunter unsere Kameraden Charel und Georges, einen Spähtrupp bis zur Veronda-Mündung, um herauszufinden, was die Partisanen im Schilde führten und wo ihre Kommandos an Land gehen würden. Es verlief alles ruhig. Nichts war festzustellen. Beide Landsmänner waren froh, dass dieses Unternehmen gut für sie ausgegangen war. Doch in der folgenden Nacht, in der die 2. Gruppe die Sicherung übernehmen sollte, lief es nicht so günstig. Dabei waren unsere Kameraden Jos (Schuller) und Théid (Senninger). Nachstehend ihr Bericht:

### Auf Partisanenjagd am Illmensee

Der 25. Oktober 1943 war der Tag, an dem wir auf Partisanenjagd am Illmensee gehen sollten. Von unseren Kameraden, die am Tag zuvor dort waren, bekamen wir dieses Vorhaben beschrieben, wie wenn wir einen kleinen Ausflug dorthin unternehmen würden. Aber in dem russischen Dorf, in dem wir die Sicherung übernehmen sollten, wurden wir in zwei

gegenüberliegende Häuser verteilt. In einem Haus kam der Truppführer Heintz mit zwei Funkern und zwei Soldaten unter. Die restlichen Männer waren im zweiten Haus einquartiert. Wir konnten feststellen, dass die russischen Dorfbewohner sich sehr komisch benahmen. Sie hätten uns am liebsten hinausgeschmissen, wenn sie das hätten riskieren können. Von 22.00 bis 24.00 Uhr war es an mir, um mit meinem deutschen Kameraden Kaber Posten am Ufer des Illmensees zu stehen. Unser Auftrag sah vor, dass wir den See im Auge behalten und alles Außergewöhnliches sofort melden sollten. Unsere Vorgänger teilten uns mit, sie hätten Motorengeräusche auf dem See gehört. Deshalb sollten wir gut aufpassen. Sie würden dem Truppführer Meldung davon machen. Wir übernahmen unseren Posten mit gemischten Gefühlen. Wir waren ein paar hundert Meter vom Dorf entfernt und kamen uns vor, als ob wir uns in einem unheimlichen Hexenkessel befinden würden. Ich sagte zu meinem Kameraden: „Was sollen wir beide nur gegen eine Gruppe von Partisanen ausrichten können? Das Beste ist, wir verhalten uns ruhig und unauffällig, denn sonst sind wir unweigerlich verloren!“ In mir stieg wieder der Groll auf, dass ich hier in Russland stehen musste, als Kanonenfutter für eine blutrünstige Bande, weit weg von daheim. Mit den Gedanken an zu Hause, ging ich mit meinem Kameraden am Ufer des Illmensees auf und ab. Der Mond schien so friedlich über das Wasser und es war geisterhaft still. Dann, Motorengeräusche wie von einem Flugzeug. Es war direkt unheimlich. Wir konnten jedoch nichts erkennen. Ich betete im Stillen für mich, dass dies alles nur ein Traum bleiben sollte und wir nicht mit den Partisanen zusammenstoßen würden. Heim, heim und nur heim, unser Ländchen wollte ich doch wiedersehen. Heim zu Mutter und Vater, wo es mir doch so gut ergangen war! Erlöst atmeten wir auf, als wir gegen Mitternacht abgelöst wurden. Rasch wieder in unsere Panje-Bude! Vier Mauern rundherum gaben halt ein sicheres Gefühl. Als wir aber in die Panje-Bude kamen, waren die Russen noch verstörter als vorher. Mein Kamerad machte eine Bewegung mit dem Gewehr, wie wenn er schießen wollte, wenn sie keine Ruhe geben würden. Etwas später wollte ich noch eine Kleinigkeit essen. Ich hatte noch keinen Bissen im Mund, als eine Maschinengewehrsalve gegen das Haus peitschte. Die Russen im Haus machten den Anschein, wie wenn sie uns angreifen wollten. Wir wussten nicht was tun. Aber der Deutsche Kaber erfasste die Lage sofort. Er richtete das MG auf die Tür. Aber nichts rührte sich mehr. Wir warteten noch etwa 10 Minuten, dann stießen wir die Haustür auf. Von draußen, auf der anderen Seite, war ein Röcheln zu hören, als ob jemand im Sterben liegen würde. Wir liefen über die Straße zum anderen Haus. Vor demselben fanden wir einen unserer Funker, der in den letzten Zügen lag. Wir stellten einen Posten vor das Haus und betreten dasselbe. Aber von unseren Männern

## Der Leidensweg der Luxemburger Zwangsrekrutierten von Novgorod



Karte, welche die Lage von Novgorod, des Illmensees sowie die im Text erwähnten Städte oder Ortschaften Luga, Nowgorod, Pleskau, Opatshka, Staraja Russa, Waldai, Wyrizta... angibt.

war keiner mehr anwesend. Wir trafen eine alte Russin dort an, die uns mit ihren Gesten zu verstehen gab, dass die Partisanen da gewesen wären und alle mitgenommen hätten. Ich konnte ein wenig funkeln und setzte mich an den Apparat, um Alarm zu geben und Hilfe zu rufen. Diese Hilfe traf auch eine halbe Stunde später ein. Es waren unsere drei anderen Gruppen, die im Dorf lagen, von wo wir abends aufgebrochen waren. Wir begriffen nun, was sich zugetragen hatte und welches Glück wir hatten. Es war dem zweiten Funker in der Tat gelungen, auszureißen und das war unsere Rettung. Die Partisanen waren tatsächlich gelandet. Sie planteten einen großen Coup und wussten durch die Einwohnerschaft genau, wo wir einquartiert waren. Sie wollten unsere ganze Gruppe einkassieren. Als die Partisanen die Gruppe mit dem Unteroffizier überrascht hatten und hinausführen wollten, schlug der Funkerobergefreite mit seinen Stiefeln um sich und zog so die Aufmerksamkeit der Partisanen auf sich. In diesem Augenblick sprang der zweite Funker durch eine Hecke und brachte sich hinter dem Haus in Sicherheit. Er lief in der Deckung dieses Hauses querfeldein in direkter Linie dem Dorf zu, in dem das Kommando von uns lag, um Alarm zu schlagen. Die MG-Salve, die gegen das Haus schlug, in dem wir uns zu diesem Zeitpunkt befanden, war für

ihn bestimmt. Das war unsere Rettung, ansonsten hätte der Iwan uns alle gefangen genommen und mit über den Illmensee in Gefangenschaft mitgenommen. Sie hatten sich verraten und konnten keinen Kampf mehr mit uns aufnehmen. Sie machten sich mit unserem Gruppenführer davon. Unterwegs ließ dieser im Abstand von 3 bis 400 Metern jedes Mal etwas fallen, wie man uns das in der Bandenschule beigebracht hatte. Es war seine Uhr, ein Ring, sein Kompass und einer von seinen Stiefeln, der Einschusslöcher aufwies und damit einen Beinschuss verriet. Als das Kommando mit unseren anderen Luxemburger Freunden ankam, hat es sofort die gelegte Spur aufgenommen und die Partisanen verfolgt, in der Hoffnung, dieselben noch zum Kampf zu stellen. Die Partisanen waren jedoch schlau und schlugen einen Bogen. Bei der Veronda-Mündung führen sie mit ihren Motorbooten mit ihren Gefangenen zurück auf die andere Seite des Illmensees. Als unser Kommando an der Veronda-Mündung ankam, stiegen auf der anderen Seite vom See zwei rote Leuchtkegel in die Luft. Vielleicht war dies das Erkennungszeichen, dass sie auf der anderen Seite angekommen waren. Wir mussten das Ufer noch durchkämmen. Als nichts gefunden wurde, hieß es, zurück zum Dorf.

26. Ein Marcel Hahn wurde am 18. November 1943 via LRL über die Grenze nach Frankreich gebracht. Es wurde jedoch vermerkt, er wäre aus Differdingen (Jacques Dollar, Goerres, S. 156/Nr. 370). Siehe hierzu Kapitel VII, S. 283, 285-286.

diesem Kommando zugeteilt. Georges fuhr nach Hause in Urlaub. Von unseren Landsleuten, die am Wolchow fürs zweite Mal eingesetzt wurden, fiel Victor Lang von Roedt/Trintingen bei einem Gegenangriff der Russen im Nahkampf. Es war dies aber nicht ganz sicher. Er galt deshalb offiziell als vermisst.

Am 4. September 1943 wurde Nicky Baustert von Wahlhausen durch einen Granatsplitter am rechten Oberschenkel verwundet. Auch Pier Ludgen von Asselborn wurde zum dritten Mal verwundet, diesmal durch einen Granatsplitter im Rücken.

Drei Tage später wurde Roger Kremer von Beggen durch einen Granatsplitter schwer verwundet. Er schildert nachstehend sein Abenteuer :

### Roger KREMER von Beggen allein im Niemandsland

Etliche Soldaten unserer Schwadron waren in Urlaub, andere in der Strafkompagnie. Der Rest lag in Reserve in einem Lager im Wald. Unsere Schwadron war in diesem Moment nur noch ein Kommando, ein sogenanntes Himmelfahrtskommando. Es herrschte unheimliche Ruhe mit banger Erwartung. Die Ruhe währte auch nicht lange. Es gab Alarm! Schnell wurde gepackt und es ging nach vorne! Dort war es alles, aber nicht geruhsam. Es war viel Eisen in der Luft und es roch nach Pulver. Deutsche und Russen lagen sich auf 200 m gegenüber, jeder in seiner HKL (Hauptkampflinie). In diesem Frontabschnitt war es dem Iwan gelungen, die Deutschen ein gutes Stück aus dem Graben zu werfen. Unser Kommando sollte, zusammen mit einem anderen Trupp, die Russen wieder aus den deutschen Gräben heraustreiben. Das war aber rascher gesagt, als getan. Handgranaten flogen hin und her. Bald ging es vorwärts, bald zurück. Die Russen wehrten sich hartnäckig. Sie waren nicht gewillt, abzuziehen. Ein oder zwei Tage später sollten wir nochmals angreifen. Derweilen ein Teil der Deutschen versuchte, den Graben aufzurollen, sollte eine anderer Gruppe, zu der ich gehörte, über die freie Ebene angreifen und den Russen an der Flanke packen. Das war in unseren Augen ein richtiges Himmelfahrtskommando. Der Iwan sah uns kommen und wir wären einer nach dem anderen abgeschossen worden. Deshalb griffen wir nicht mehr an und verdrückten uns in ein MG-Nest. Der deutsche Erfolg wurde nur ein halber. Es war uns jetzt aber mulmig zu Mute. Wir fürchteten nämlich, wegen Feigheit vor dem Feind vor ein Kriegsgericht gestellt oder in eine Strafkompagnie versetzt zu werden. Unsere Angst war nicht grundlos. In der folgenden Nacht hatten die Deutschen mich dann auch bereits beim Kragen. Ich musste zur Strafe in das Niemandsland. Das war so gut wie ein Todesurteil! Alleine zwischen zwei erbarmungslosen Feinden, im Niemandsland, auf vorgeschobenem Posten. Irgendwie konnte ich noch

einen Mantel organisieren, der mir jedoch viel zu groß war. Aber ich dachte mir, besser zu groß als gar keiner. Ehe ich losgeschickt wurde, musste ich meine Papiere, Karabiner sowie Koppel mit Seitengewehr abliefern. Die einzige Waffe, die mir zugestanden wurde, war eine Pistole, die ich in der Manteltasche trug.

Sobald es dunkel war, musste ich durch die Minenfelder und die Spanischen Reiter kriechen. Vor denselben suchte ich mir einen großen Granattrichter aus und hockte mich in denselben. Währenddessen warfen Flugzeuge Leuchtbomben an Fallschirmen herab. Farbige bunte Leuchtkugeln wurden vom Boden in die Luft geschossen, um den Feind beobachten zu können. Das war gespensterhaft schön und sah sich gruselig an. Ich fühlte mich nicht wohl in meiner Haut. Über meinen Kopf hinweg piffen und heulten die Kugeln und Granaten. Ich drückte den Kopf in die Erde und rührte mich nicht mehr. Es war unheimlich. Ich zitterte so alleine im Niemandsland!

Hätte der Iwan angegriffen, ich wäre verloren gewesen, denn ich hätte nicht zurücklaufen können. Gefangen oder erschossen, nein danke! Am Anfang war ich ganz aufmerksam. Dann übermannte mich plötzlich die Müdigkeit und ich entschlief auf vorgeschobenem Posten. Wachvergehen? Nicht nur das! Der Russe hätte mich gefangen nehmen können oder noch schlimmer, es hätte meinen Tod bedeuten können. Manchen erwischte es im Schlaf und er hatte einen schönen Tod! Plötzlich erwachte ich. Ich gewahr 2 Meter vor mir eine dunkle Gestalt. Diese war klein und gedrungen. Ich konnte erkennen, dass sie nichts auf dem Kopf trug, keine Haare und ein rundes Gesicht hatte, das zu mir gewendet war!

Mein Gott, was tun? Die Gestalt stand da wie eine Statue. Ich dachte, ein Iwan hätte mich gesehen. Ich hatte beide Hände in den Taschen. Ohne meinen Blick von dem Gegenüber abzuwenden, entsicherte ich in meiner Tasche meine Pistole. Im Zeitlupentempo holte ich sie heraus und richtete den Lauf auf diese unheimliche Gestalt, die sich noch immer nicht rührte. Sollte ich diese erschießen oder nicht? Indem mein Finger sich am Abzug krümmte, rief ich: „Parole“. Als Reaktion sagte mein Gegenüber: „*Rosch, bass du et!*“ Mir fiel ein Stein vom Herzen. Es war unser Freund Heng Kabert, ein Deutscher! In einer luxemburgischen Gruppe, aus dem 3. Zug von Wachtmeister Kukké, lernten wir ihn kennen und schätzen. Nicht nur, dass er Französisch und Luxemburgisch sprechen gelernt hatte. Heng war in seiner Gesinnung einer Meinung mit uns und verachtete die Nazis. Er war ein braver und grundehrlicher Kerl. Er hätte allen guten Luxemburgern große Ehre erwiesen. Das war unser guter Freund Heini Kabert, der sich nur mit den Luxemburgern aufhielt. Wachtmeister Kukké quittierte das immer schmunzelnd und stillschweigend. Er, Heini Kabert, stand vor mir mit einem Netz über dem Kopf. Deshalb das runde Gesicht! Wir hatten diese Mückennetze über dem Kopf, um uns

gegen die Stechmücken zu schützen. Ohne diese Netze hätte man es am Wolchow nicht aushalten können. Heng hatte den Befehl erhalten, nach mir zu suchen, weil wir die Stellung wechseln sollten. In derselben wurde ich 2 Tage später durch einen Granatsplitter schwer verwundet. Damit war für mich der Krieg als Frontschwein zu Ende. Während neun Monaten kam ich von einem Lazarett in das andere. Ich sah meine Kameraden aus der 3. Schwadron erst nach dem Krieg wieder! – Soweit der Bericht von Roger Kremer.

### Mit Théid SENNINGER im Mittelabschnitt bei Newel

Unsere Kameraden, die am zweiten Einsatz am Wolchow beteiligt waren, kamen von dort in den Mittelabschnitt nach Newel. An diesem Frontabschnitt fanden wir uns später dann auch ein. Im November mussten diese Landsleute Gewaltmärsche von über 200 km zurücklegen und das in voller Ausrüstung und beladen mit Munition. Was das bedeutet, kann nur derjenige ermessen, der das selbst miterlebt hat. Es erging ihnen sehr schlecht, die Verlustzahlen beweisen es. So fiel unser Kamerad Gérard Mertens von Wilwerdingen im Dezember bei Newel. An seinen Verwundungen starb Alex Permantier von Hosingen. Verwundet wurden: René Zuang von Düdelingen, Martin Wahl von Befort, Metty Stephany von Remich, Josy Kongs von Beles, René Cloos von Ettelbrück und Ferdinand Kreins. André Stephany von Remich wurde vermisst.

Théid Senninger wurde am 28. August für 14 Tage in einen Panzerknackerlehrgang geschickt. Indessen der Leutnant erklärte, befließigte Théid sich, ein Nickerchen zu halten. Der Leutnant erwischte ihn hierbei und sagte ihm: „Bringen Sie mal eine geballte Ladung an, so wie ich es erklärt habe!“ Der Luxemburger tat natürlich alles verkehrt. Daraufhin schrie der Leutnant erbost: „Mensch, Sie sind mir vielleicht das Dümmste was mir bis jetzt begegnet ist, sowas können wir gerade noch zum Geschirrspülen gebrauchen!“ So kam es, dass Théid für die letzten 8 Tage des Lehrgangs als Tellerwäscher arbeitete. Als er mit seinem berühmten Diplom zu dem inzwischen neugegründeten Jagdkommando kam, sagte Oberwachtmeister Kukké am nächsten Tag zu ihm: „Ich habe den Bericht vom Lehrgang über Sie gelesen. Ich kenne Ihre Einstellung. So wie ich Sie kenne, sind Sie noch lange nicht der Dümmste, ansonsten Sie es bisher nicht verstanden hätten, die Zeit zu Ihrem Vorteil zu überbrücken. Los, hauen Sie ab!“ Damit war der Fall erledigt. Es bleibt zu bemerken, dass Oberwachtmeister Kukké viel Kontakt mit den Luxemburger Zwangsrekrutierten hatte und auch suchte. Er tat dies, um ihre Haltung zu verstehen. Er war bei uns auch sehr beliebt und tat viel Gutes für

uns. Bevor die Bandenschule für das Jagdkommando begann, hatte Théid noch ein Erlebnis mit einem Verfolgungsspähtrupp, als sie den Partisanen auf die Spur kamen. Nach kurzem Kampf nahmen sie eine Partisanenfunkerin gefangen. Inzwischen konnte das Partisanenkommando sich absetzen. Vom Dolmetscher wurde die Frau verhört. Sie gestand, dass sie und ihre Kameraden mit dem Flugzeug von Leningrad hinter die Front gebracht und zum Teil auch aus der Luft mit Proviant versorgt wurden. Der Leutnant, der den Verfolgungstrupp befehligte, erfuhr auch, dass die Partisanen sogar amerikanische Verpflegung und amerikanische Zigaretten erhielten. Er wies den Dolmetscher deshalb an, die Partisanin sollte nach Leningrad funken, sie wären in einen Kampf verwickelt worden, hätten Verluste erlitten, könnten sich keine Verpflegung in den Dörfern besorgen, hätten noch eine Kampfstärke von 15 Mann. Deshalb gab sie ein Planquadrat an und funkte außerdem, die abgemachten Positionsfeuer würden im Dreieck angelegt. Das wurde auch so ausgeführt. Der „eiserne Gustav“ kam, schmiss die Verpflegungsbombe in das Planquadrat – und die Deutschen kassierten ein! Das gefiel diesen so gut, dass der Leutnant befahl, das Spielchen noch einmal zu wiederholen. Bei der zweiten Funkverbindung sagte die Partisanin, sie wäre gefragt worden, wie viel Mann betroffen wären und wie sie heißen würden. Der Dolmetscher antwortete, sie sollte einfach sieben russische Namen nennen. Es war anzunehmen, dass die Russin hierbei von einem Geheimkode Gebrauch machte, um Leningrad zu warnen. Die Positionsfeuer wurden wieder angelegt und alle verdrückten sich in den nahen Wald. Der „eiserne Gustav“ kam auch wieder, wie abgemacht. Aber dieses Mal warf er keine Verpflegungsbombe ab, sondern Sprengbomben!

### Henry WEALER<sup>25</sup> von Kaundorf, strafversetzt ins Partisanenkommando, erzählt:

Ich wurde am 20. August 1943 zum 38. Jägerkommando strafversetzt. Die Schlacht von der Newa hatte bei vielen von uns schwere Spuren hinterlassen. Wir sollten nun endlich nach den schweren Strapazen etwas Ruhe bekommen. Nach allem hin und her kamen die wenigen Überlebenden in das Waldlager Kretschno. Bereits am ersten Tag begann es mit den alten Schikanen. Ich kam dem Stabsfeldwebel Bode nicht aus den Füßen. Nachdem er sich gewaltig in die Brust geworfen hatte, bestrafte er mich noch mit 4 Stunden Nachtwache. Auf Posten sollte ich mich noch einmal mit ihm messen. Das Ende des Liedes: ich musste morgens um 8 Uhr in die Schreibstube. Die Worte von Spieß Freuling lauteten wie folgt: „Wegen Befehlsverweigerung und andauernder

25. Henri Wealer wurde am 7. Juni 1922 in Insenborn geboren (*ons-jongen-a-meedercher.lu*). Er wurde am 6. Juni 1967 in Kaundorf begraben.

Sabotage sind Sie ab sofort zum Partisanenkommando versetzt. Haben Sie noch etwas beizufügen?“ Für einmal hielt ich den Mund. Es bedeutete für mich einen Stich durch das Herz. Als der Spieß nun sah, dass er auf keinen Widerstand bei mir stieß, riss er sein Maul immer größer auf. Ich dachte, würde dieser Unmensch doch nur die Maulsperre bekommen! Als er mir den Marschbefehl aushändigte, ließ sein Zorn endlich etwas nach. Er legte mir hauptsächlich die Meldestellen ans Herz, damit ich auch richtig beim Partisanenkommando ankommen würde. „Und merken Sie sich, ich werde alles veranlassen, dass man Sie dort mürbe macht. Heil Hitler!“ Das waren seine letzten Worte. Ich weiß heute nicht mehr, ob ich ihm antwortete. Ich ging jedenfalls noch etwas Marschverpflegung erbetteln. Dann packte ich meine sieben Sachen und machte mich auf den Weg.

Die verschiedenen Gruppenführer hatten uns schon öfters von den Partisanen und ihren unmenschlichen Taten erzählt. Sie verschwiegen jedoch wohlweislich die Schandtaten, welche die Deutschen begingen. Es war auf beiden Seiten ein grausamer Kampf, wobei eine Vergeltung die andere nach sich zog, so dass es auf beiden Seiten zur Barbarei ausartete. Wenn ein deutscher Soldat sich zu weit in einen Wald wagte und von den Partisanen gefangen genommen wurde, dann war das gewöhnlich sein Ende. Wurde noch etwas von ihm wiedergefunden, dann war es seine Leiche. Diese hing an einem Baum, die Zunge war herausgeschnitten und die Augen waren herausgekratzt. Das war ein Bild, wie die Deutschen uns die Partisanen darstellten, vielleicht ja nur, um uns das Fürchten zu lernen.

Nun, der Weg zu dem Partisanenkommando erwies sich als halsbrecherisches Unternehmen. Die Straßen waren in der Tat sehr schlecht, der Belag war mit Löchern übersät und bestand stellenweise aus Sand und Birkenstämmen. Die Sonne stand hoch am Himmel und brannte unbarmherzig auf mich herab. Dreckiger Schweiß lief mir von der Stirn und der schwere Tornister ließ meine Knie immer zittriger werden. Würde ich den Bahnhof der Mohrbahn jemals erreichen? Ja, ich schaffte es! Nach wiederholter Rast im wohlthuenden Schatten einer silberglänzenden Birke kam ich am späten Nachmittag auf dem Abgangsbahnhof an. Da musste ich mich bereits melden. Ich bekam den Befehl, bei Anbruch der Nacht mit dem nächsten Güterzug weiterzufahren. Die anderen Wehrmachtsoldaten, die auch dort warteten, waren Fronturlauber. Diese waren glücklich. Ich jedoch konnte ihre Freude nicht teilen! Sonja, dieser Name stand auf der Lokomotive, hustete und kotzte, die offenen Güterwagen hinter sich schleppend. Der Schienenstrang war uneben. So war ich froh, als ich mich an der Endstation bei dem Offizier vom Dienst melden konnte. Dieser teilte mir zu meiner Genugtuung mit, dass ich den Urlaubszug noch bis zur nächsten Station weiter benutzen könnte. Mit schwerem Herzen entstieg ich dort als einziger dem Zug. Man rief

Oft blies dieser in sein Horn, um uns angeblich vor den Elchen zu schützen. Oder war das womöglich, um den russischen Widerstand vor uns zu warnen? Wenn wir dann mittags im Wald Halt machten, rannte er immer herum. Wir pflückten rote Beeren, die wir mit dem harten Kommissbrot aßen. Ich nehme an, der Starost führte unseren Major schön an der Nase herum. Für Theobald und mich war es ein großes Glück, dass wir nie mit den Partisanen in Berührung kamen. Aber doch, einmal kamen wir in Kontakt mit der Widerstandsbewegung. Eines Tages war ein russischer Pope (Geistlicher) im Dorf. Er ging von Haus zu Haus. Nachdem er unsere beiden Großmütter besucht hatte, kam er auch zu uns. Trotz seines Wörterbuches konnten wir uns nicht richtig mit ihm verständigen. Der gute Mann schüttelte den Kopf und ging fort, ohne uns die Hand zu geben. Eine Weile später kam er in der Begleitung eines Fräuleins zurück, das uns auf Deutsch anredete. Dieses wollte wissen, wer von uns der Luxemburger und wer der Franzose wäre. Der Pope lachte ganz freundlich und klopfte einem nach dem anderen auf die Schulter. Das Ende des Liedes war, dass wir eingeladen wurden, nachts einmal zum Starost in das Nachbardorf zu kommen. Das war eine Einladung! Sollte es vielleicht eine Falle sein? Ich überlegte mir die Sache bestimmt 100 Mal und Theobald sagte mir auch bestimmt 100 Mal: „Na, Henry, da müssen wir hin!“ Es kam, wie es kommen musste. Einmal nach Feierabend, als die Nacht ihren Schatten über die friedliche Landschaft ausgebreitet hatte, friedlich war schon richtig bemerkt, denn es gab in den Nachbardörfern keine deutsche Besatzung, machten wir uns ohne Waffen, wie der Pope uns empfohlen hatte, auf den Weg. Wir kamen gut im Nachbardorf an. Wir fragten beim ersten Haus, vor dem einige Dorfleute zusammenstanden, nach dem Starosta. Wir wurden sogleich zu demselben begleitet, wie wenn das so abgemacht gewesen wäre. Sollte man da nicht staunen? Der Pope war auch zugegen und der Starosta selbst sprach Deutsch. Er hieß uns willkommen, bemerkend wir wären ja keine deutschen Soldaten, weil wir in die Uniform des Besatzers gezwungen worden wären. Er erzählte uns, dass er auch einst deutscher Soldat gewesen wäre. Um sein Leben zu retten, hätte er anfangs 1917 in der Gegend von Riga die Seite gewechselt. Er berichtete uns von der Revolution, die damals ausgebrochen war. Er lobte Stalin und teilte uns mit, unter dem bolschewistischen Regime hätte er sich hochgearbeitet, eine Landsmännin geheiratet und es schließlich bis zum Starosta gebracht. Er redete weiter über den Untergang des Deutschen Reiches, über ein Volk, das nicht Wort gehalten und die russische Nation so feige überfallen hätte. Wir wüssten ja auch, wie der Krieg ausgehen würde. Wir wären ja auch bereits an der Newa dezimiert worden. Das wäre jedoch nur ein Vorgeschmack. Die Übermacht des russischen Volkes hätte es erlaubt, im Januar in Stalingrad eine ganze deutsche Armee total zu vernichten. Es würde nicht mehr lange dauern, dann würde die Rote Armee zum letzten Schlag ausholen. Uns beiden würde nichts

zustoßen und er wäre bereit, uns in Sicherheit zu bringen. Dafür wären wir ja bei ihnen eingeladen worden! Er ließ uns die freie Wahl und sagte: „Wenn wir zu unserer Einheit zurückkehren wollten, könnten wir das tun, aber unter der Bedingung, dass wir über diese Geschichte schweigen müssten! Nun, wir entschieden uns, zurückzugehen. Wir machten dem Starosta unseren Entschluss verständlich. Wir wussten ja bereits durch die Nachrichten von zu Hause, dass die Stunden des Dritten Reiches gezählt waren. Weil wir auch wussten, wie die Partisanen von den Deutschen gejagt wurden, war das Überlaufen zu denselben für uns ein unsicheres Abenteuer. Das Risiko erschien uns zu groß und außerdem rechneten wir beide mit Urlaub. Wenn wir uns zu den Partisanen schlagen würden, dann wären wir nach dem Krieg, trotz schönen Versprechen, auch noch lange nicht zu Hause in Luxemburg. Der Starosta hatte Verständnis für unsere unglückliche Lage und sagte uns „*au revoir*“. Er legte uns erneut ans Herz, nichts auszuplappern. Der Geistliche würde uns nochmals besuchen kommen. Dann könnten wir uns noch immer entscheiden. Beim letzten Haus des Dorfes standen noch immer Bewohner herum. Wie auf Kommando stellten sich zwei Damen vor, die uns bis zum Dorf begleiteten, in dem wir Quartier bezogen hatten. Hier war alles ruhig, alles lag ja im tiefen Schlaf. Aber nein! Als wir die Türe öffneten, um uns ins Haus zu schleichen, standen plötzlich die beiden Großmütter mit einer Kerze vor uns. Sie waren aufgeregt und anscheinend froh, dass wir wieder zurück waren. Im Quartier war auch nichts angerührt worden. Auch hatte kein Wachposten und kein Deutscher bemerkt, dass wir für kurze Zeit das Dorf verlassen hatten. Ende gut, alles gut!

Ein paar Tage später verlegte das Partisanenkommando seinen Standort. Der Pope lief uns nie mehr über den Weg. Unsere Einheit bekam nach und nach noch Zuwachs: Gust Martin, Mich. Becker, Théid Senninger, Jos Schuller, Georges Flammang, Josy Scholer, Carlo Schmit, Martin Wahl und noch viele andere Kameraden. Dadurch wurde die Luxemburger Gruppe stärker. Ich sollte aber nicht mehr lange hier bleiben. Ich hatte das Glück, Urlaub zu bekommen! Ich sah das schöne Luxemburg, meine Heimat, am 18. Oktober 1943 nachts wieder. Ich beging Fahnenflucht und versteckte mich bei einer treuen Luxemburger Familie. – Soweit die Erzählung von Henry Wealer.

### Die Luxemburger im Jagdkommando

Am 26. August 1943 wurde das Jagdkommando aufgestellt. Es bestand zum Teil aus unserer 3. Schwadron, die ungefähr eine Kampfstärke von 50 Mann aufwies. Wir unterstanden direkt dem Armeekorps, dem unsere Division angehörte. Jagdkommandoführer war Leutnant Harms! Ein Glück für uns, denn er war

## Lettische SS massakrierten die Einwohner

Als wir dort gegen 8 Uhr ankamen, war ein lettisches SS-Partisanenkommando eingetroffen. Der SS-Kommandoführer hatte die männlichen Bewohner, ob jung oder alt, in eine Sauna einsperren lassen. Er sagte zum Starosta, keiner dürfe sein Haus verlassen. Dann kam das Gerücht auf, als ob unser Kommando die Männer des Dorfes erschießen müsste. Daraufhin wurde ein Teil der Luxemburger Kameraden bei Leutnant Harms vorstellig und sie sagten: „Herr Leutnant, wenn das stimmt, weigern wir Luxemburger uns, am Erschießungskommando teilzunehmen!“ Leutnant Harms antwortete: „Beruhigt Euch Jungs, diese Schweinerei mache ich sowieso nicht mit. Wir haben unsere Pflicht getan. Ich habe eben beim Armeekorps durch Funkpruch erwirkt, dass wir abziehen können. In einer halben Stunde hauen wir ab und überlassen den Letten den Rest“. In dem Moment als noch ein Luftwaffenbataillon eintraf, legten die SS Feuer an die Häuser, in denen die Bewohner sich immer noch befanden. Oh, wie sadistisch und grausam die Menschen doch sein können und wie viele unschuldige Leute dabei sterben mussten! Théid konnte wie immer den Mund nicht halten. Er sagte derweilen wir losfahren zum lettischen Leutnant auf Luxemburgisch: „*Dir dréckeg Sauhonn*“, worauf dieser fragte: „Was sagen Sie da?“ „Ach ich habe nur laut gedacht“, erwiderte Théid. Und ab ging es, ansonsten wir am Ende doch noch Schwierigkeiten bekommen hätten. Wir konnten uns viel bei Leutnant Harms erlauben. Auch drehte er manches krumme Ding mit uns. So hatte er einige Männer angestellt, dem Luftwaffenbataillon einen kleinen Stier zu klauen. Wir kamen wieder zurück nach Wolnaja-Gorka, Ortschaft in der wir für die letzten 3 Monate unseren Stützpunkt hatten. Der kleine Stier wurde geschlachtet und damit waren für uns einige Leckerbissen fällig. Der Küchenbulle wurde von Leutnant Harms angewiesen, ein Festessen zuzubereiten. Harms hatte die Offiziere ins Dorf, in dem sich unser Stützpunkt befand, eingeladen. Zum Schluss sagte er zu seinen Gästen, er würde hoffen, dass es ihnen gut geschmeckt hätte. Zum Hauptmann vom Luftwaffenbataillon sagte er, das Fleisch wäre vom Stier, den wir ihnen geklaut hätten. Dieser erhob sich wütend und zog von dannen. Harms hingegen freute sich kindlich über unseren gelungenen Streich. So kam er auch einmal vom Armeekorps zurück. Dort hatte er eine Rüge erhalten, weil wir keine Partisanen aufgetrieben hatten. Er erzählte uns, dass die Herren dort Klubsessel hätten und sehr vornehm leben würden. Er wies uns an, ihm lebendige Läuse, verpackt in eine Asperinetube, zu besorgen. Das nächste Mal als er vom Armeekorps zurückkam, lachte er wie ein Bube, dem ein guter Streich gelungen war. Er hatte die Tube heimlich geöffnet und die Läuse über die Klubsesseln spazieren

lassen. Er sagte schelmisch „Was werden die Herren noch staunen, wenn die Läuse sie auch mal jucken!“

Am 29. Oktober unternahm die dritte Gruppe einen Spähtrupp zum 6 km von Wolnaja-Gorka gelegenen Miselka. Wir kamen in der Nacht an und hatten bereits im Eingang des Dorfes Feindberührung. Zum Glück gab es keine Verluste auf beiden Seiten.

Am nächsten Tag gab es Alarm, weil die Partisanen erneut zugeschlagen hatten. Von der Rollbahn aus unternahmen wir wieder einen Spähtrupp bis nach Miselka, um ihr Lager zu finden. Aber umsonst. Wir freuten uns, dass wir wieder glimpflich davongekommen waren.

## Noch ein Angebot zum Überlaufen

Wir übernachteten in einem Haus in Miselka. Georges hatte immer Feuerzeug und Sacharin<sup>27</sup> bei sich, um mit den Russen zu hamstern. Bei dieser Gelegenheit lernte er einen angeblichen Schulmeister kennen, der wie er später herausfand, Offizier des Partisanenkommandos war. Als solcher gab der Russe sich auch zu erkennen, nachdem beide später öfters zusammengekommen waren. Er schlug vor, die Luxemburger sollten zu ihnen überlaufen. Das war jedoch ganz unmöglich und momentan viel zu gefährlich. Der Partisanenoffizier brachte hierfür Verständnis auf. Georges warnte ihn, dass die Deutschen unter großer Anstrengung nach dem Partisanenlager suchen würden. Die Russen verlangten daraufhin, dass wir sie, sofern es uns nur möglich wäre, rechtzeitig warnen würden, wenn es für sie brenzlich würde.

Am 31. Oktober ging es am Tag zurück zum Stützpunkt. Am folgenden Tag bildeten die 2. und 3. Gruppe einen Spähtrupp nach Miselka, um das Lager zu finden. Ohne Erfolg!

Pierre Ries von Lintgen fuhr in Urlaub und desertierte zu Hause.

Vom 2. bis zum 6. November erhielten wir wieder in einem Trockenkursus Skiausbildung. Bis Mitte November lebten wir dann gemütlich! Posten stehen... usw. Der erste Schnee fiel um den 20. November, blieb aber nicht liegen. Anfangs Dezember führten wir Skipatrouillen durch. Solange es keine Feindberührung gab, war das Skifahren schön. Aber die Partisanen waren bereits wieder in Aktion. Sie überfielen den Nachschub und schnitten die Telefonleitungen durch. Am 5. Dezember hieß es morgens: „Fertig machen zum Verpflegungsfassen für mehrere Tage!“ Wir streiften erneut durch die Wälder. Wir erfuhren jedoch nicht, wo wir eingesetzt würden. Wirklich, die Deutschen trauten uns nicht, und sie hatten Recht! Am ersten Abend griffen wir in der Dämmerung 5 km nordwestlich von Großmorino ein Dorf an. Es hieß, die Partisanen wären

im Dorf. Nach einem kurzen Gefecht stellte es sich heraus, dass wir auf das 38. Jägerkommando gestoßen waren. Glücklicherweise gab es keine Verwundeten. Das Jagdkommando hatte vor uns das Dorf besetzt und unser Kommandeur wusste nichts davon. Daraufhin quartierten wir uns ein, bezogen Posten oder legten uns schlafen. Morgens früh gab es plötzlich stiller Alarm. Wir hatten mit den Partisanen sozusagen unter einem Dach geschlafen. Das schien ein Witz zu sein, aber es hatte sich wirklich so zugetragen. Wir sahen uns betroffen an, waren aber froh, dass wir unseren Kopf noch einmal gerettet hatten. Die Partisanen spaßten in der Tat nicht! Wir glaubten, dass sie bestimmt mehr wussten als wir! Ihre Kommandos zogen von Dorf zu Dorf, rekrutierten überall die jungen Leute und nahmen sie sogleich mit. Unser Chef ordnete an, die Verfolgung aufzunehmen und es ging 5 Stunden später los, immer der Spur nach.

## Blutiger Zusammenstoß mit Partisanen

Am 6. Dezember gegen 10 Uhr kamen wir in einen dichten Wald mit Moor. Georges war erster *Sicherer* und war seiner Gruppe um 10 m voraus. Ihm folgte auf 5 Metern Budewick, ein Ostpreuße, ein netter Junge. Eine Explosion und ein Schrei hinter Georges! Dieser warf sich auf den Boden und blickte zurück. Ein Bein von Budewick hing an einem Baum! Georges gab Zeichen, alles auseinander und näherkommen! Kommando vom Leutnant: „Alles ausschwärmen und absichern!“ Wir erwarteten von einer Sekunde zur anderen einen Angriff der Partisanen. Dieser blieb jedoch aus. Über Funk wurde ein Sanka<sup>28</sup> angefragt. Dieser sollte zu einer bestimmten auf der Karte festgelegten Stelle kommen. Dann wurde eine Gruppe gebildet, die den Verwundeten auf die abgemachte Stelle bringen sollte. Zwei Mann trugen den Verwundeten, die anderen zwei übernahmen die Sicherung gegen einen möglichen Überfall. In der Gruppe waren Théid und Jos von Hinkel. Eine Stunde später nahmen die anderen drei Gruppen die Verfolgung wieder auf. In der Dämmerung stießen sie schließlich auf die Partisanen. Es kam zu einem kurzen Kampf, in dem zwei Partisaninnen gefangen genommen wurden. Sie waren alle beide durch einen Oberschenkelschuss verwundet. Nach der Blutspur zu urteilen, wurde noch ein Partisan verwundet. Dieser konnte jedoch mit den anderen entkommen. Laut Aussage der Mädchen war das Partisanenkommando 40 Mann stark, wovon 18 Frauen waren. Sie hatten morgens im Wald auf einer Trockeninsel im Moor eine Rast eingelegt. Nur eine schmale Stelle zwischen zwei Bäumen war frei, um durchzukommen. Diese Stelle hatten die Partisanen mit einer Mine abgesichert. Dieselbe erfüllte einen doppelten Zweck, nämlich zuerst um Alarm zu geben und dann auch um dem Feind Verluste zuzufügen, was den Partisanen in diesem Fall

auch gelang. Des Weiteren hatten jene Zeit gewonnen, um sich abzusetzen. Wir bezogen unser Nachtquartier 2 km außerhalb des Waldes in einem verlassenen Dorf. Alle wurden in einem einzigen Haus untergebracht und vier Posten wurden rundherum aufgestellt. Unser Chef wollte kein Risiko eingehen, denn wir befanden uns in einem sehr gefährlichen Gebiet. Nachdem einige Schüsse gefallen waren, verlief die Nacht verhältnismäßig ruhig. Bevor wir morgens die Verfolgung aufnahmen, wurde über Funk ein Sanka angefordert, um unsere Verwundeten abzuholen. Eine weiße Fahne wurde als Erkennungszeichen an das Haus gehängt.

Je tiefer wir in den Wald drangen, desto hügeliger wurde das Gelände. Es wurde uns unheimlich und wir fürchteten, dass wir den Partisanen schließlich noch in die Falle laufen würden. Zum Glück bekamen wir über Funk vom Armeekorps den Befehl, die Jagd abzubrechen und zum Stützpunkt zurückzukehren.

Am 10. Dezember 1943 griffen die Partisanen die Rollbahn 1 km südwestlich vom Armeekorps an. Sie sägten auf einer Länge von 600 m die Telefonmasten ab und schnitten dann auch noch alle Kabel durch. Nachdem sie noch einige Bäume über die Straße gelegt hatten, zogen sie ab. Am nächsten Tag morgens nahmen wir die Verfolgung auf, aber ohne Erfolg. Das passte uns in den Kram. Es ist nämlich ein schreckliches Gefühl, als erster Sicherer der Gruppe vorangehen zu müssen. Bei Feindberührung war nämlich der Sicherer hundertprozentig dran. Man konnte sich auch nicht vor dieser Bürde drücken, denn jede Stunde übernahm ein anderer von uns diese Aufgabe.

Am 14. Dezember wurde nachts um 0.30 Uhr Alarm gegeben, weil der Russe an allen Fronten angriff. Auch die Partisanen waren sehr unternehmungslustig.

In der Nacht vom 15. auf den 16. Dezember griffen die Partisanen erneut die Rollbahn in der Nähe des Armeekorps an, wobei dessen Führung das Fürchten lernte. Morgens mussten wir wieder raus. Zum Glück gab es aber keine Feindberührung!

## Der Verrat des Starostas

Am 17. Dezember fing der Tag ganz geheimnisvoll an. Mit dem 38. Jägerkommando machten wir uns auf den Weg. Südwestlich von Groß-Morino passierten wir zuerst ein Dorf, ab dem dessen Starosta uns begleitete. Allem Anschein nach hatte er seine Partisanenfreunde an die Deutschen verraten, denn er zeigte uns den Weg zu ihrem Lager. Nach einer Stunde Fußmarsch wurde der Wald immer dichter. Plötzlich bellte aus einem Schuppen ein Maschinengewehr. Wir liefen alle auseinander, um den Schuppen zu umgehen. Nach kurzem Gefecht lief ein Partisan links in den Wald. Dabei ertönte rechts im Wald ganz laut und immer wieder ein Horn. Das war für die Partisanen das dringende Alarmzeichen, um das Lager zu räumen und schnellstens

27. Saccharin = künstlich hergestellter Süßstoff (Duden).

28. Sanka steht für Sanitätskraftwagen.

zu verlassen. Gleichzeitig sollte es uns irreführen, weil wir ja nicht mehr wussten, ob die Verfolgung nach rechts oder links in den Wald aufzunehmen wäre. Nachdem die beiden Kommandoführer den Starosta gefragt hatten, ob er seiner Sache sicher wäre, um in direkter Richtung den Weg durch den Wald zu gehen, wurde der eingeschlagene Weg beibehalten. Es sollte dann auch 10 Minuten später zum Kampf kommen, allerdings nur mit der Nachhut der Partisanen. Wir sahen noch mehrere von ihnen in verschiedene Richtungen wegrennen. Die Partisanen hatten drei Tote und wir einen Toten und einen Verwundeten zu beklagen. Gott sei Dank war kein Luxemburger unter denselben. Im Lager hingen noch frisch geschlachtete Schweine an den Bäumen, ein Zeichen dass die Partisanen sich sehr sicher gefühlt hatten. In dem Augenblick wo ein solches Lager angegriffen wurde, wussten sie genau, in welche Richtung jeder von ihnen Fersengeld geben musste. Ihnen war auch anbefohlen worden, sich an einem bestimmten Punkt wieder einzufinden. Wenn die Partisanen sich für eine Übergangszeit in kleinere Gruppen aufteilen mussten, verständigten sie sich durch Briefpost. Auch ihre Aufklärer und Spione gaben ihnen auf diesem Weg Auskünfte oder Befehle durch. Gewöhnlich legten sie ihre Meldungen unter eine Wurzel eines bestimmten Baumes. Auch verständigten sie sich wie früher die Indianer mit Rauchzeichen. Ein Deutscher namens Erich Bautz schnitt einem solchen toten Freiheitskämpfer den Ringfinger ab, um davon den Ring abzustreifen und einzustecken. Wir ekelten uns vor einer solchen Schändung und sagten ihm unsere Verachtung ins Gesicht. Es brachte ihm auch kein Glück, denn im Januar 1944 fiel er.

Als wir nun zurückkamen und durch das Dorf des Starostas kamen, lagen vorne im Dorf dessen Frau und Kind erschossen in einem Graben. Die Partisanen hatten Justiz ausgeübt und zwar sehr schnell. Unterwegs zu unserem Stützpunkt schneite es immer mehr. So konnten wir nun unsere Winterausrüstung herausnehmen. Damit fing der Winter 1943/1944 an, der uns viel Leid und Unglück bringen sollte! Am 18. Dezember 1943 morgens früh sagte uns der Kommandoführer, es würde heute erneut auf Partisanenjagd gehen. Er hätte Befehl vom Armeekorps erhalten, unter allen Umständen Gefangene zu machen. Anscheinend tappten die Deutschen ganz im Dunkeln und wollten etwas von diesen Gefangenen erfahren. Die große Absetzbewegung im Norden stand bevor, wobei der Iwan bestimmt nicht ruhig hinter dem Ofen sitzen bleiben würde. Der Leutnant meinte missmutig, er würde diesen blödsinnigen Befehl so nicht ausführen, denn auf diese Weise würden wir nie etwas erreichen. Er hatte sich einen anderen Plan ausgedacht. Die 1. und 2. Gruppe fuhren mit dem Schlitten bis Groß-Morino, die 3. und 4. Gruppe gingen zu Fuß, weil das nicht so weit war, bis nach Miselka. Kontakt sollte, im Falle wo man gegenseitig Hilfe benötigen würde, nur über Funk bestehen. Der Leutnant war sich bewusst, dass

wir seinen Plan befolgend, ein großes Risiko eingehen würden. Unter dem Kommando von Oberwachtmeister Kukké griff die 3. und 4. Gruppe Miselka an. Dabei kam es zum Kampf mit den Partisanen. Ein Offizier wurde gefangen genommen und ein Partisan getötet. Die 1. und 2. Gruppen lieferten den Partisanen in Groß-Morino auch ein Gefecht. Sie machten drei Gefangene, darunter eine Frau. Auftrag erfüllt, hieß es lakonisch bei der Funkverbindung auf beiden Seiten. Unsere vier Gruppen trafen sich auf der Gabelung Miselka-Wolnaja-Gorka. Wir Luxemburger waren froh, dass keiner von uns fehlte. Als Georges die Partisanin erblickte, sagte er zu Carlo: „Sag, schau doch mal, diese Frau ist doch verwundet. Ihr läuft das Blut nur so ein Bein herunter!“ Er teilte dies auch dem Dolmetscher mit. Dieser antwortete ihm: „Nein, sie ist nicht verwundet, das ist nur vor Schreck!“ Trotzdem ließ er die Frau dann aber auf einem Schlitten Platz nehmen. Wir hatten Glück, denn wenn die Partisanen unser Vorhaben erkannt hätten, wären wir es gewesen, denen es jetzt schlecht ergangen wäre.

Am 20. Dezember 1943 wurde Groß-Morino über Nacht besetzt, weil ein Angriff der Partisanen erwartet wurde. Es blieb jedoch ruhig.

### Der Vogel war Gott sei Dank ausgeflogen

Am andern Tag wurde das Partisanenlager von Miselka angegriffen. Diesmal wussten die Deutschen genau, wo es sich befinden würde. Anscheinend hatten sie auf dem Armeekorps den gefangenen Offizier zum Reden gebracht. Er war angeblich 8 Tage zuvor mit einem Flugzeug von Leningrad eingeflogen worden. In dem Augenblick als wir in die Nähe des Lagers kamen, hatte Georges die erste Sicherung. Es war ihm mulmig zumute, doch glücklicherweise war der Vogel ausgeflogen. Unsere Kameraden atmeten auf. Dieses Lager war ausgeklügelt angelegt. Hätten die Partisanen es zum Kampf ankommen lassen, wäre unser ganzes Kommando ohne Zweifel zum Teufel gegangen. Dadurch, dass die Partisanen gewarnt waren und sie ja wussten, dass viele Luxemburger im Kommando waren, ließen sie es nicht zum Kampf kommen. Ihr Befehl lautete auch, sich nur im äußersten Notfall auf einen Kampf einzulassen. Die Seite zum Dorf zu hatten sie im Wald eine sehr breite Schneise angelegt und die Bäume in einer Höhe bis 1,50 m kreuz und quer übereinander fallen lassen. So hatten sie Einsicht in das Dorf Miselka. Unter normalen Umständen wäre es einem starken Mann unmöglich gewesen, das über 100 m lange und 50 m breite Hindernis zu überwinden. Von der anderen Seite, von wo wir kamen, war dichter Wald und das Lager konnte von dort nur über einen schmalen Pfad erreicht werden, der durch Posten abgesichert war. Die Vorschriften bei den Partisanen waren so streng, dass wenn einer von ihnen auf Posten schlafend

oder rauchend erwischt wurde, er unweigerlich vom Kontrolloffizier erschossen wurde. Es war das schönste Lager, das ich je zu Gesicht bekam. Leider wurde es zerstört. Eine Stunde später mussten wir die Spuren wieder aufnehmen. Die Verfolgung wurde jedoch nach 4 km abgebrochen, denn die Spuren führten tief in den dichtesten Wald. Dort wären wir zweifelsohne in einen Hinterhalt geraten. Die Jagd war vorbei und es ging zurück zu unserem Stützpunkt.

### Leutnant Harms, ein guter Mensch

Am 22. Dezember hieß es erneut: „Fertig machen!“ Wir dachten, bekommt das denn kein Ende! Jeden Tag um die 25 km durch den Schnee laufen! Leutnant Harms, unser Kommandoführer, der, – es sei zu seiner Ehre gesagt –, doch vor allem menschlich blieb, richtete sich mit folgenden Worten an uns: „Männer, wir haben heute einen unmilitärischen Auftrag; wir müssen im Rahmen der Absatzbewegung die Bevölkerung der umliegenden Ortschaften evakuieren. Lieber hätte ich wieder Partisanen angegriffen, als diese Schweinerei auszuführen, denn schließlich sind wir keine Banditen. Aber Befehl ist Befehl und wir müssen uns diesem beugen. Die Leute haben 2 Stunden Zeit, um ihre Habe zusammenzuraffen. Ich gebe Euch den ausdrücklichen Befehl, den armen Leuten so viel wie möglich zu helfen und so schonend wie möglich mit ihnen umzugehen. Denkt an Eure Familien zu Hause und stellt Euch vor, man würde das mit ihnen tun!“ Das kam nicht von ungefähr, denn Leutnant Harms war, gerade wie der Oberwachtmeister Kukké, den Luxemburgern gegenüber ganz aufgeschlossen. Er wusste durch sie, wie es in Luxemburg zugeht. Er dachte wohl in stillen Stunden viel darüber nach. Er hatte einen guten Charakter, das konnten unsere Männer bezeugen. Leider fiel er im August 1944 im Gleisdreieck von Modon, nachdem er sich am 20. Juli beim Attentat auf Hitler auf die Seite der rebellierenden Offiziere gestellt hatte.

### Pioniertruppen brannten die russischen Dörfer nieder

Wir erfüllten also diesen erbärmlichen Auftrag und begleiteten diese armen Menschen bis auf den Bahnhof von Moika. Von da aus wurden sie mit dem Zug fortgefahren. Wohin sie kamen, entzog sich unserer Kenntnis. Abends ging es dann mit dem Panje-Schlitten zurück auf den Stützpunkt. Am 24. Dezember mussten wir dasselbe traurige Spielchen wiederholen. Die Pioniertruppen brannten die Dörfer nieder. Es war ein schauriges Bild in der russischen Winterlandschaft als, soweit die Blicke reichen konnten, weit und breit alles brannte. Den Deutschen selbst war es unheimlich zumute. Wir konnten uns einen Reim daraus machen,

was uns blühen würde, wenn wir in Gefangenschaft geraten würden. Man braucht nicht zu erwähnen, dass auf russischer Seite die Verbitterung immer größer wurde und dass man nach Vergeltung trachtete. Leider saßen wir mit den Deutschen in demselben Zug und wir mussten, wie bereits öfters bemerkt, die Suppe mit auslöffeln. Wir waren demnach in einen erbarmungslosen Kampf verwickelt, der nicht einmal vor alten Leuten und Kindern halt machte. Auch heute noch kann man nicht begreifen, dass ein zivilisiertes Volk im 20. Jahrhundert einer sadistischen Mörderbande zujubelte und alles solange billigte, wie es hieß: „Wir siegen!“ Die Folgen für sie waren schrecklich. Deutschland wurde zerstört und dann aufgeteilt!

### Zurück zu unserer Abteilung nach Newel

Am 24. Dezember, am Vorabend vor Weihnachten, wurde unser Kommando aufgelöst. Wir fuhren zurück zu unserer Abteilung, die bei Newel in schwere Abwehrkämpfe verwickelt war. In der Christnacht waren wir auf Transport. Der Zug rollte mit unbekanntem Ziel durch die kalte russische Winternacht. Was würde uns dort wieder erwarten? Wir wussten es nicht, aber wir fühlten, dass uns dort Schweres bevorstehen würde. Unterwegs passierten wir Opotschka-Sebehs-Idriza. Überall waren schwere Schlachten im Gange. Der Russe griff an allen Fronten an! Sobald wir in einem Bahnhof anhielten, kamen Frauen, alte Leute und Kinder, die um ein Stück Brot bettelten. Es war immer derselbe Satz. Er klang wie eine Anklage gegen Himmel: „*Oh, Pan Chléba, Chléba, Weuna niet karascho*“, was heißt: „Oh, Herr gib uns Brot, Brot, der Krieg ist nicht gut“. Wirklich, es war schrecklich und was schlimmer war, wir hatten selbst nichts und konnten ihnen deshalb nichts geben!

Am 27. Dezember wurden wir in Sebehs eingeladen. Wir trabten dann feldmarschmäßig über 25 km durch den Schnee einem Dorf zu. Unweit von Pérowoss kamen wir zum Jahresanfang in den Einsatz! Als wir bei unserer Abteilung ankamen, fragten wir nach unseren Luxemburger Kameraden. Wir bekamen zur Antwort: „Gerra Mertens ist gefallen, alle anderen mehr oder weniger schwer verwundet“. Im Lazarett war auch der schwer verwundete Alex Permantier gestorben. Mein Gott, dann erging es unseren Kameraden hier nicht gut. Dann hatten wir es beim Kommando wenigstens diese Zeit etwas besser. In den nächsten Tagen wurde die Schwadron neu aufgestellt. Eigentlich wurden wir zu einem Fusilierbataillon degradiert. In Laschkowo ließen wir uns abends im Dorf bei einer Russin die Haare schneiden. Als sie hörte, dass wir Luxemburger waren, kamen wir mit ihr ins Gespräch. Sie wusste erstaunlicherweise viel über Luxemburg und sagte: „Sie haben ja die weiße Zarin“. Gemeint war unsere Großherzogin. Sie ließ durchblicken, dass sie eine

Partisanin wäre. Wir feierten ausgiebig mit ihr, tanzten und tranken in der Neujahrsnacht.

Georges hoben sie halb erfroren im Schnee auf, denn die Deutschen hatten ihn in der Nacht hinausgeschmissen. Er hatte den Oberwachtmeister Walter ins Gesicht gekratzt und kam diesem den ganzen Tag über nicht mehr aus den Füßen. Überall ging Walter nach ihm suchen und fragte: „Wo ist dieser Sauhund? Ich schieße ihn ab!“ Abends war dessen Raserei bereits abgeflaut und Georges kam mit einem blauen Auge davon!

Am 5. Januar 1944 gab es Großalarm. Es hieß: „Der Russe greift an allen Fronten an!“ Wir rückten an die Front und besetzten armselige Schneestellungen. Diese waren stützpunktartig hergerichtet und sie standen nur durch Melder miteinander in Verbindung. Es gab weder Ofen noch Holz und das bei um -30 Grad Kälte. In den nächsten Tagen und Nächten blieb es bei uns noch verhältnismäßig ruhig. Am 6. Januar fuhr Jos [Schuler] von Hinkel in Urlaub, nachdem Josy [Scholer] von Düdelingen aus dem Urlaub zurückkam. Wäre Josy nicht zurückgekehrt, hätte Jos Schuler nicht abfahren dürfen. Letzterer desertierte im Urlaub, um im Maquis unterzutauchen. Der Iwan brachte nachts bei hellem Scheinwerferlicht seinen Nachschub heran und die Deutschen reagierten überhaupt nicht. Es schien, als ob der Russe genau wusste, dass die deutsche Artillerie Schießverbot hatte, weil sie an Munitionsmangel litt. Es musste gespart werden für den Angriff, der von Stunde zur Stunde erwartet wurde. Am Vorabend vom 19. Januar strahlte der Russe über Lautsprecher Propagandamusik aus, so wie wir es schon öfters erlebt hatten. Er sagte: „Deutsche Kameraden! Im Morgengrauen geht der Tanz mit der Stalinorgel wieder los. Drum hört noch einmal deutsche Heimatlieder!“ Wirklich der Iwan verstand es, den letzten Rest an Moral zu brechen. Die Verpflegung blieb aus. Es gab nicht einmal warmen Kaffee. Man musste aus Stahl und Eisen sein, um das durchzustehen. Es war auch nur die Hoffnung, wieder nach Hause zu kommen, die uns aufrecht hielt!

### Großangriff der Russen

Am Morgen des 19. Januar 1944 um 7.30 Uhr griff der Russe nach heftigem Trommelfeuer am linken Flügel bei der 1. Schwadron an. Unsere Artillerie setzte ihn sofort außer Gefecht. Nachdem ihm der Durchbruch nicht gelungen war, gab der Gegner erneut Trommelfeuer aus allen Rohren ab. Eine Stunde später gelang ihm der Durchbruch bei der 2. Schwadron. Josy Scholer, der ein paar Tage vorher als Funker zur 2. Schwadron abkommandiert worden war, fiel durch Kopfschuss. Unsere Schwadron, die dritte, als Flügel der zweiten, musste auch weichen, nachdem wir schwere Verluste durch das Trommelfeuer erlitten hatten. Wir hatten gerade unseren Stützpunkt aufgegeben, da kam der Befehl zum Gegenangriff. Es war unser Zug,

in dem sich noch einige Luxemburger befanden, der den Entlastungsangriff vortragen musste. Wir hofften, Josy noch herausholen zu können, aber umsonst. Der Iwan ließ uns bis zu unserem Stützpunkt vorstoßen, dann schlug er unerbittlich zu. Es brach Panik aus. Jeder rannte um sein Leben. Die Schwerverwundeten konnten nicht mehr mitgenommen werden. Nachdem der Russe unsere Stellung auf einer Tiefe von ungefähr 2 km überrannt hatte, schoss er beim Asnosee Sperrfeuer, zögerte jedoch vorzustößen. Er wartete dazu die Nacht ab, weil er wahrscheinlich im Wald längst des Asnosees eine Falle witterte. Georges schleppte auf seinem Buckel einen Schwerverwundeten und hatte noch zwei Leichtverwundete bei sich. Er musste mit ihnen, ganz allein auf sich angewiesen, im hohen Schnee durch dieses Sperrfeuer. Der Schwerverwundete, sein Gruppenführer Erwin Neumann, sagte, als Georges außer Atem eine kleine Pause einlegen musste: „Es ist zwecklos, du kannst es nicht mehr schaffen, hau ab, sonst kommst du mit mir in Gefangenschaft!“ Georges antwortete: „Egal, entweder wir schaffen es oder ich gehe mit dir in Gefangenschaft!“ Es gelang ihnen jedoch, bis zum Verbandsplatz im Dorf Pérowoss zu kommen. Total erschöpft und die Füße halb erfroren, dachte Georges, sich niederlegen zu können. Aber daraus wurde nichts. Mit der Schwadron, die schon umgruppiert war, musste er wieder nach vorne rücken. Es war schon spät in der Nacht, als sie am Asnosee im Schnee Stellung bezogen. Es sollte auch nicht mehr lange zugehen, bis der Iwan sich rührte. Gegen Mitternacht kam es zum Gefecht mit ihm und wir erwarteten das Schlimmste. Wenn der Russe gleich am Tag nachgestoßen hätte, wäre es uns dreckig ergangen. So fand er eine wieder reorganisierte Truppe vor. Es fehlte aber an allem, an Verpflegung und Munition. René, Charel und Georges mussten Handgranaten und MG-Munition heranschaffen. Unterwegs wurde ihnen das zu bunt. Sie waren sich eins, um je eine Kiste im Schnee zu vergraben. Die Angriffe der Russen nahmen über Nacht immer mehr zu. Bei jedem Ansturm rückten wir ein paar hundert Meter zurück. Wir gruben uns schon am Morgen auf freiem Feld in Schneelöcher ein. Wir erwarteten einen neuen Angriff, als die Meldung kam, wir würden durch ein Landeschützenbataillon abgelöst. Es wurde höchste Zeit, denn wir waren am Ende mit allem. Im ersten Dorf, durch das wir zogen, versuchten wir, etwas Essbares aufzutreiben. Aber wir fanden nur 8 Tage altes Kommissbrot. Das durchnässten wir, um es essen zu können. Wir glaubten trotzdem, „wir hätten Gott mit dem dicken Zeh“. Verwundet wurden am Asnosee: Jeng [Flammang] von Düdelingen, Pier [Kaber] von Helmsen (fürs zweite Mal) und Charel [Schmit] von Esch (Durchschuss an der linken Hand und Granatsplitter im rechten Knie). Wir erfuhren ein paar Tage später, dass Metty [Regenery] von Rodingen in der Nacht vom 19. auf den 20. Januar stiftig ging. Er nahm sich eigenständig Urlaub. Schade, dass er für seine fantastische Leistung so schlecht belohnt wurde. Er wurde vor der luxemburgischen Grenze verhaftet und kam ins KZ. Charel [Zimmer] von Tüntingen und

Georges [Flammang] kamen für 8 Tage zum Tross, weil sie ihre Füße im ersten Grad erfroren hatten. Da fanden sie Metty [Stephany] von Remich wieder. Am 28. Januar 1944 hieß es schon wieder zurück an die Front, weil jeder Mann dort gebraucht wurde. Ein deutscher Stabsarzt kannte kein Erbarmen und sagte: „Zum verrecken sind Sie nicht zu krank!“ Überall hinter der Front wurde alles von der Feldgendarmerie (Soldatenklau) aufgegriffen, was noch irgendwie kriechen konnte. So fanden wir uns in neuen Schneestellungen wieder. Das alte Lied, kein Ofen, kein Feuer! Wir hausten erbärmlich. Gott sei Dank kamen wir nach einigen Tagen wieder heraus, wenn auch nur um an einer anderen Stelle in den Einsatz zu kommen. Der Russe griff überall mit äußerster Heftigkeit an. Er gönnte uns keine Atempause. Es wurde immer schlimmer und wir fragten uns, wie das endigen würde. Anfangs Februar 1944 war bei Idrizza die Hölle los! Der Iwan warf immer mehr Menschenreserven in den Kampf, weil er mit allen Mitteln bis Opotschka vorstoßen wollte. Jeder von uns hoffte auf eine Verwundung, um dem Wahnsinn zu entinnen. Für die Zeitspanne vom 12. Februar bis zum 5. März 1944, wo Jos von Wormeldingen erneut verwundet wurde, seien die Briefe, die Jos an seine Familie nach Hause schickte, in etwas gekürzter Form wiedergegeben. Diese sind an Deutlichkeit nicht zu überbieten und geben die Meinung von uns allen wieder.

### Aussagekräftige Briefe von Jos [ENTRINGER] von Wormeldingen an seine Eltern

12. Februar 1944:

Nun sind wir wieder im alten Rummel... Der Wert des Lebens wird mir wieder richtig bewusst und ich bange, es plötzlich und ohne Vorbereitung durch den Zufall eines Augenblickes verlieren zu müssen. ... Als ich bei meiner Ankunft erfuhr, wie viele meiner Kameraden gefallen oder verwundet waren, sah ich schwarz. Die Schwadron hatte in der Zeit meiner Abwesenheit am Wolchow und zuletzt bei Newel viel erlebt. Die Kameraden, die mit dem vorigen Transport aus Fürstenwalde zur Front kamen, sind alle schon wieder verwundet. Zwei Luxemburger waren darunter. ... Zur Beruhigung, es ist hier ruhig, keine Angst!

Montag, den 14. Februar 1944

Liebe Eltern!

Vorläufig haben wir wieder etwas gemütlichere Stellungen bezogen. Aber bald gehen wir wieder

nach vorne zurück und hoffen, diese Zeit auch noch glücklich zu überstehen. ... Eines Tages könnte doch etwas schief gehen. Wir wollen nicht das Schlimmste annehmen, aber eine ernstere Verwundung als letztes Mal ist nicht ausgeschlossen. Besonders aber ist damit zu rechnen, dass man plötzlich auf die Vermisstenliste kommt. Die Verhältnisse sind nämlich manchmal kunterbunt und somit könnte man eines schönen Tages den Weg verfehlen und ins andere Lager geraten. In letzter Zeit zeigt der Russe besondere Vorliebe fürs Einkassieren. Wenn eines Tages jede Nachricht ausbliebe, dann bestände die Hoffnung, dass ich in Gefangenschaft beim Iwan meine Kriegszeit zu Ende bringen würde<sup>29</sup>.

Wenn auch für Luxemburger teilweise Urlaubssperre besteht, so konnte doch ein Lothringer einen Urlaubsschein bekommen. Der erste Urlaub seit 16 Monaten! Vor ein paar Tagen hatte er noch so geflucht und wünschte sich in seiner temperamentvollen Art eine Verwundung, die ihn endlich mal weg brächte. Wir haben festgestellt, dass von 47 Luxemburgern, die zusammen Dänemark verließen, noch 6 geblieben sind. 4 sind gefallen, davon einer 2 Stunden bevor er in Urlaub fahren sollte. Die anderen sind teilweise verwundet, teils krank, teils ausgekniffen. Eben haben wir ein Päckchen, das nachträglich angekommen ist, unter uns aufgeteilt. Trauriges Totenmahl! Wir hoffen, die Stellung hier noch ein wenig halten zu können. Wenn es dann schief geht, so haben wir eben Pech. Aber ich vertraue auf mein Glück, das mir bis jetzt treu geblieben ist. Mein Schreiben ist im großen Ganzen wenig zuversichtlich. Das kommt davon, dass die Wohnverhältnisse denkbar schlecht sind. Auch die ewig kalten und feuchten Füße können kaum zur Begeisterung beitragen...

Mittwoch, den 16. Februar 1944

Es ist so schön... nicht Soldat zu sein... Wir hausen hier auf eine erbärmliche Art und Weise. Kein Ofen im Bunker, keine Sitzgelegenheit. Vor dem Fensterloch hängt eine Zeltplane und die Tür besteht aus einer Wolldecke. Mein Schreibtisch ist eine Kiste mit einem Brett drauf, als Stuhl dient mir die Gasmaskenbüchse. Eben habe ich warme Füße gekriegt, das nach einer Nacht und einem Tag, wo ich ständig eiskalte Beine hatte. Wenn wir keine Winterausrüstung hätten und die Kälte noch etwas schärfer wäre, so käme unser Zustand dem der Soldaten des ersten Russlandwinters gleich. Denn im Loch schlafen wir auch und es ist sogar nicht so übel darin, wenn man eine Reisig- und Strohunterlage hat. Ein Glück, dass ich erst jetzt hierhergekommen bin und den ganzen Dreck hinter mir habe. Ein Kamerad, René Wilhelmy, erzählte mir einige seiner

29. Diese Anspielung ist schon ziemlich deutlich. Die Briefe der Luxemburger Wehrmachtsoldaten fielen unter die Zensur und wurden öfters geöffnet. Dieser jedoch offensichtlich nicht. Manche Briefe passierten hingegen die Zensur nicht und wurden zerstört.

Erlebnisse im Dezember bei Newel: sie gingen durch Dick und Dünn stiften, latschten mit den Filzstiefeln durch Dreck und Pfützen, hatten abends die Füße an das Schuhzeug angefroren.... Dass er dann eines Tages plötzlich zusammenkippte, war wohl nicht wunderlich. Erst nach 40 km Fahrt erwachte er im Lazarett. Der Arzt stellte eine Magenerkältung fest. Er hatte seit 4 Tagen nichts mehr zu Essen bekommen! Also war meine Zeit in Fürstenwald nicht zu bedauern, da sie mir diese Strapazen ersparte. Die Feldpost klappt, was uns betrifft, nicht mehr.

Wir kommen nächstens weg, wenn es stimmt, was man sagt. Ich mache mir keine falschen Illusionen, von wegen Ruhetage, aber man kann wenigstens die Strümpfe trocknen und sich mal wieder waschen.

Mittwoch, den 23. Februar 1944

Meine Lieben zu Hause!<sup>30</sup>

... Zurzeit schneit es und es ist windig draußen. Es scheint, der Winter würde erst einbrechen. Seit wir hier sind, ist es richtig kalt geworden. Aber der Winter kann nicht mehr lange dauern. Der Monat März wird gleich mit seiner Sonne kommen. Der Schnee wird verschwinden. Dadurch werden aber andere Probleme entstehen. Unsere Stellungen sind beispielsweise in Richtung Front nur mit Schneewänden getarnt und geschützt. Eingraben können wir uns nicht, denn die Erde ist tief gefroren. Bei Tauwetter würden wir plötzlich auf freiem Gelände liegen, ohne Deckung, vor den Russen! Aber so weit wird es nicht kommen. Ohne militärische Geheimnisse verraten zu wollen, sieht man ja, dass wir zurückweichen oder besser gesagt -laufen müssen. Die Frontverkürzungen sind auf dem „*Ordre du jour*“!

Das armselige Leben, das wir hier führen, sind wir leider schon fast gewöhnt. Die Hauptsache ist, man hat es ein wenig warm im Bunker, wenn man von der Wacht zurückkommt und das Essen nicht zu knapp wird. Etwas Besonderes kochen sie uns nicht. Gestern gab es sogar guten Kohl, die anderen Tage Linsen, Nudeln, Grießpudding mit Wasser... Viel wird es nicht und wir sind froh, wenn die kalte und bescheidene Kost mal durch ein Frontpäckchen ergänzt wird. Drei und eine halbe Rippe Schokolade sind dann ein Gaudium und im Nu ist alle Gier gestillt. Zu trinken gibt es auch wenig. Den „*Schutzgen*“<sup>31</sup> trinkt man halt in einem Zug und dann fängt man an, den Schnee zu schmelzen. Auch das schmeckt gut, wenn man sonst nichts hat! ...

Freitag, den 25. Februar 1944

.... Meine Freizeitbeschäftigung besteht in letzter Zeit in Briefe schreiben. Morgens kommt man von der Wacht und das Erste was man tut, ist Wasser erwärmen, um sich zu waschen. Vorher schmolzen wir Schnee. Gestern hat der Iwan uns einen Gefallen erwiesen. Er schoss eine schwere Granate ab, die 20 Meter vom Bunker entfernt explodierte. Aus dem so entstandenen Trichter können wir jetzt unser Wasser entnehmen. Draußen waschen wir uns nicht ohne Mühe und suchen nach Partisanen (= Läuse). Dann starr vor Kälte wieder zurück in den Bunker, nahe an den warmen Ofen. Hat man Glück, bekommt man noch einen Platz. Eine Kiste ist ein Stuhl und dann wird Kommissbrot geröstet, dies um etwas Butter zu sparen und weil es so auch besser schmeckt. Nach dem Essen müsste man eigentlich ins „Bett“, um etwas Schlaf nachzuholen. Aber dahin lege ich mich nur, wenn ich zu müde bin, um aufzubleiben oder wenn sonst kein freier Platz im Bunker zu finden ist. Auf den Brettern der „Betten“ kriechen die Läuse nämlich bataillonsweise umher und wer sich hinlegt, wird Opfer dieser Peiniger. Man muss schon eine sehr dicke Haut haben, um schlafen zu können. Einige von uns tragen getränkte Kleider, in denen dieses Ungeziefer sich nicht gerne aufhält. Wenn man sich regelmäßig wäscht und die Feldbluse, das Hemd und die Unterhose nach Läusen absucht, dann geht das auch noch. Aber unter uns sind Soldaten, die sich ständig kratzen und aussehen wie Zigeuner, zerlumpt und verkommen, man bekommt richtig den Ekel. Ja es ist armselig und wir hoffen, bald aus diesem Elend herauszukommen, damit wir wieder ein wenig Mensch werden...

Samstag, den 26. Februar 1944

Meine Lieben zu Hause!

... „Selig sind, die nach rückwärts Boden gewinnen, denn sie werden die Heimat wiedersehen!“ Hoffentlich trifft das auch bei uns zu. Es läuft noch alles planmäßig in unserer Absatzbewegung, wenigstens was die Führung anbelangt. Aber uns geht es nicht um den Plan, denn nach diesem wären 1.000 km zu Fuß zurückzulegen... Ich muss unterbrechen, denn es geht weiter...

Jetzt sitzen wir in einem Haus und warten auf die Nacht, um weiterzuziehen. Diese Nacht schliefen wir in einer Mühle und es fiel auch etwas für unser persönliches Wohl ab. Das wenige was die Leute besitzen, schlachten sie, denn sie können nichts mitnehmen. Im Stall steht noch eine Kuh,

aber kein Mensch kümmert sich um sie. Gestern oder vorgestern hatte sie ein Kälbchen geboren. Dieses läuft heute Morgen im Schnee herum, fällt jeden Moment und zittert an seinen Hinterbeinen vor Kälte! Ich hob es auf, als es ausrutschte und nicht mehr auf die Beine kam. Aber was tun? Man kann ja nicht bleiben und ein Soldat ist kein Bauer! Es tat mir leid für das Tierchen! Eben kamen wir wieder an diesem Haus vorbei und sahen das Kälbchen, das rührig umhersprang. Vielleicht sind es Hunger und Kälte, die es im Kopf durcheinander gebracht haben! In der Nacht stand ich mit meinem Landsmann René Wilhelmy von Bereldingen ganz alleine auf weiter Flur vor dem Iwan auf Posten. Unsere Kameraden hatten sich bereits alle abgesetzt und wir waren die Letzten. Es wäre so einfach gewesen abzuhaufen, aber uns stand es nicht danach. Man kann dem Russen in der Tat auch nicht trauen. Wir haben jetzt nur mehr einen Gedanken: uns immer möglichst schnell abzusetzen, bevor der Russe uns noch einkassiert, jetzt wo wir doch hoffen, bald wieder nach Hause zu kommen.

Dienstag, den 29. Februar 1944

Es ist ausgezeichnet, zwei Briefe sind heute angekommen, die erste Post für mich in Russland (vom 8. und vom 11. des Monats)! Wir haben uns heute erneut etwas zurückgezogen, um uns ein wenig waschen zu können. Heute Abend können wir uns auf eine neue Reise gefasst machen. Was die Gefährlichkeit unserer Lage anbelangt, braucht Ihr Euch keine Sorgen zu machen. Es ist halt ziemlich ruhig...

Dass Albert bereits 18 Jahre alt sein soll, kann ich nicht begreifen. Wann ziehen sie denn auch diese Jungen ein? Ich werde nun 23 Jahre alt. So alt wird keine Kuh!

Eine wunderschöne Zukunft steht mir bevor! Stimmt es, dass Jupp gefallen ist? Es würde mir wirklich leidtun!

Opotschka, den 8. März 1944

Ich bin wieder verwundet. Durchschuss am linken Arm über dem Ellbogen. Dieselbe Kugel ging durch die Patronentasche und steckt jetzt ein paar Millimeter unter der Haut in der Brust. Von Gefahr ist für mich keine Rede. Ich glaube kaum, dass ich etwas davon behalten werde<sup>32</sup>.

Ich ringe ab und zu um Atem, aber das kommt eher vom festen Schlag, den ich erhielt, als die Kugel durch die Munition in der Patronentasche schlug. Ansonsten geht alles gut und ich bin froh, dass es nicht schlimmer ist! Mein Kamerad René Wilhelmy von Walferdingen ist nicht so glimpflich davongekommen. Er fiel durch Kopfschuss! Er sagte mir noch zuvor: „Lieber gleich tot, als schwer verstümmelt oder

verwundet mit großen Schmerzen“. Bis jetzt waren wir noch sieben Luxemburger. Da einer gestorben ist und nun ohne mich sind es noch fünf! Es ist eben alles Bestimmung, wer Pech hat ist dran. Wir tun alle unser Bestes! Wie ich heute gehört habe, sieht es sehr ungünstig aus für die fahnenflüchtige Jungen und ihre Familien. Ich brauche mir keinen Vorwurf zu machen und Ihr seid wohl zufrieden darüber? Jetzt ist es Schluss mit dem Schicken auf die alte Feldpostnummer und doch wäre es nicht schlecht, auf die neue Nummer überzugehen. Ich lasse meine Adresse dieses Mal überall, wo ich weg gehe und die Sache wird schon klappen. Die Zigaretten kommen bei meiner Verwundung ja nicht in Frage, nur süßes Gebäck. Nicht zu viel, aber regelmäßig etwas Kleines.

Soweit dem Jos von der Mosel sein Tagebuch in Form von seinen Briefen an seine Familie zu Hause!

Die Briefe von zu Hause stärkten unsere Moral. Sie gaben uns immer frischen Mut, durchzuhalten! Der eine oder andere meinte, es wäre ihm halt besser, wenn er sich in den Briefen mit seinem Elend und seinen Problemen, die man früher nicht hatte, denen zu Hause anvertrauen konnte. Wir friedliche Menschen waren wirklich nicht gemacht für dieses unmenschliche Leben, mit Hunger, Durst und Morden.

In der Zeit der Feldpostpaketensperre bekamen wir von zu Hause in Briefen einzeln Zigaretten und Saccharin geschickt.

### Wir waren die Nachhut, hinter uns brannte es überall

Wir wollen noch einmal 10 Tage zurückblenden.

Ende Februar hieß es plötzlich: „Alles einpacken, Stellungswechsel“ und es ging ohne viel Aufhebens schnell zurück. Wir wurden noch einmal umgruppiert. Es hieß, es wären wieder große Absetzbewegungen im Gange, bei denen wir in unserem Abschnitt die Nachhut bilden sollten. Das hieß: die Truppen zogen sich zurück und wir mussten den Rückzug sichern. Man setzte uns einen Zeitpunkt, bis zu dem wir den Russen aufhalten sollten. Dann sollten wir schleunigst abhauen. Hierbei gerieten wir mehr als ein Mal in eine Falle oder die Pioniere hatten die Brücke gesprengt, ehe wir dieselbe passiert hatten. Selbstverständlich wusste der Iwan gut Bescheid und übte umso mehr Druck aus. So wurden wir in schwere Gefechte verwickelt. Die Pioniere, die Befehl hatten, alles, aber auch alles zu zerstören, führten auch den unseligen Befehl der „abgebrannten Erde“ aus. Alles wurde verbrannt und nicht einmal die kleinste Hütte blieb stehen. Überall brannte es! Es war ein schauriges und grausiges Schauspiel! Ein einziges Flammenmeer,

30. Die drei vorstehenden Briefe wurden in deutscher Sprache verfasst. Vorliegender ist hingegen auf Luxemburgisch geschrieben.

31. Schlechter Kaffee, Ersatzkaffee.

32. In Wirklichkeit war es bei ihm ein Lungenschuss, er wollte seine Familie zu Hause nicht beunruhigen! (Anmerkung von Georges Flammang).

die bittere Pille schlucken! Dabei hatten die Deutschen keine schlagkräftige Armee mehr. Sie hatten nur noch Ersatztruppenteile. Aber sie wollten nicht einsehen, dass sie den Krieg verloren hatten... Es hieß: „Munition sparen und durchhalten bis zur letzten Patrone!“ Vorher gab es für drei Mann, jetzt eben nur noch für 5 Mann ein einziges Kommissbrot. Die Propaganda besorgte den Rest.

Nach Ostern wurden wir wieder aus der Front gezogen. Überall heilloses Durcheinander! Hier war es ein LKW, der im Schlamm stecken blieb und da war es ein Pferd mit Wagen. Es erging den armen Tieren genau wie uns, sie waren abgemagert bis auf die Knochen. Konnte ein Pferd nicht mehr vorankommen, wurde es erschossen. Dann machten sich alle darüber her, um ein Stück Pferdefleisch zu ergattern. Wir glaubten, dieses Mal würden wir endlich etwas Ruhe bekommen. Aber nein!

Neuer Alarm! Es ging im Eilzugtempo südöstlich nach Welikije-Luki zu. Dort stießen die russischen Armeen von den Waldai-Höhen herab in die freie Ebene. Würde ihnen das gelingen, wären Wolki und Opotschka verloren (siehe Karte S. 993). Der Keil der Russen zeigte auf Düna bis Riga zu. Damit hätten sie dann den ganzen Nordabschnitt im Sack. Wir wurden binnen einem Tag auf drei verschiedenen Stellen eingesetzt und dies überall, wo es brannte. Wegen der Übermacht mussten wir uns zurückziehen. Nachdem wir die neue Auffanglinie erreicht hatten, wurden wir abgelöst, um wieder als Reserve weiter südlich bereitzustehen. Auch dort war Iwan überall am Drücker. Zum ersten Mal erhielten wir wieder nach langen Wochen frische Wäsche und Verpflegung. Wir glaubten, wir wären neu geboren. Doch die Freude hielt nicht lange an und es ging wieder zur Front. Hier kamen wir in Schlammlöcher liegen, vor einem Dorf, hinter der Hauptkampflinie. Das Dorf lag unter dem Beschuss der Artillerie. Der Russe hatte zwei große Ställe mit Phosphorgranaten in Brand geschossen. Mehr als 60 Pferde verendeten in den Flammen.

### Nach dem Urlaub in der Heimat kehrte Georges zur Einheit zurück

Am 26. April wurde Georges [Flammang] zurückbeordert, um in den Urlaub zu fahren! Als er sich bei Staber Bode abmeldete, sagte dieser: „Los, gib die Pelzweste heraus, du Saufranzose kommst ja doch nicht wieder. Wenn es nach mir ginge, würdest du nicht fahren!“ Es war in der Tat Leutnant Harms gewesen, der inzwischen wieder das Kommando der Schwadron übernommen hatte, der Georges den Urlaubsschein besorgt hatte. Als dieser sich bei ihm verabschiedete und ihm dankte, sagte er: „Mach es gut und schreib mir wenigstens eine Karte!“ Dabei sah er Georges fragend an.

Den Kameraden ging es dann im Mai nicht besser als vorher. Angriffe und Gegenangriffe wechselten sich zwischen Staraja-Russa, Wolki und Cholm dauernd ab. Die Wehrmachtführung musste immer wieder neu aufgerissene Breschen in der Verteidigungslinie schließen. Gegen den 22. Mai kam Georges wieder aus dem Urlaub zurück. In Opotschka stellte die Feldgendarmerie bei einer Kontrolle fest, dass er einen Tag zu spät dran war und drohten ihm mit dem Kriegsgericht. Unterwegs begegnete er dem Kradmelder Klimm, der ihn mit zum Abteilungs-Gefechtsstand nahm. Dem Ersten, den er dort begegnete, war Leutnant Harms, der sehr erstaunt war, dass Georges zur Truppe zurückkam. Georges erzählte ihm seine Unannehmlichkeiten mit der Feldgendarmerie in Opotschka. Seine eintägige Verspätung wäre dadurch bedingt, dass seine Frau und sein Vater ihn nicht mehr zurückfahren lassen wollten. Er rang sich doch schließlich zum bitteren Entschluss durch, weil er seine Familie nicht den Repressalien der Gestapo ausliefern wollte. Leutnant Harms sagte: „Ehrlich gesagt Georges, ich glaube nicht, dass du wiederkommen würdest. Ich hätte es verstehen können, aber freue mich doch und gerade deshalb wird der Wisch vernichtet werden. Ich werde mit dem Kommandeur sprechen. Wenn du einen Wunsch hast, so teile mir ihn durch den Melder mit!“ Harms war ein guter Mensch, der immer die Hand über Georges hielt. Dieser hatte ihm viel zu verdanken. Und so kam Georges auch diesmal heil aus dieser schwierigen Lage heraus. Beim Schwadrongefechtsstand hatte sich vieles geändert. Wir hatten einen neuen Schwadronführer erhalten namens Müller sowie auch einen anderen Schwadrontruppführer, Oberwachtmeister Zagelow. Georges sah in der Gruppe, der er zugeteilt wurde, einige Luxemburger Kameraden wieder, die inzwischen wieder von ihren Verwundungen genesen waren. Einer von ihnen fragte Georges: „Warum bist du denn zurückgekommen?“ Georges antwortete ihm: „Meine Familie ist mir lieber als mein Leben, darum bin ich zurückgekommen. Im anderen Fall dürfte außerdem keiner mehr von Euch in Urlaub fahren!“ In der Tat, jedes Mal wenn ein Luxemburger Kamerad nicht mehr aus dem Urlaub zurückkam, wurde für seine Landsleute einige Zeit Urlaubssperre verhängt. „Leider hast du Recht; diese Saubande“, erwiderte der Kamerad. Am 2. Tag kam der Befehl, dass Georges zum Schwadrongefechtsstand als Melder zurückkommen sollte.

Am 2. Juni 1944 wurden wir aus der augenblicklichen Stellung herausgezogen und kamen in eine andere Stellung. Dort lag die Infanterie in schweren Abwehrkämpfen. Die Stellung hatte den Namen „Pfungstberg“ erhalten. Wegen derselben wurden auf Grund ihres hohen strategischen Wertes heftige Kämpfe ausgetragen. Gerade als Georges mit Harms in die Stellung kam, ging das Inferno los. Nach dem Trommelfeuer griff der Iwan mit Flammenwerfern an. Unsere Infanterie erlitt schwere Verluste. Es wurden Stukas angefordert, so dass der russische Angriff abgeschlagen wurde. Unsere Schwadron kam aber

nicht zum Einsatz, weil inzwischen ein anderer Befehl uns erreicht hatte. Dafür kamen wir in eine Stellung, in der jeder Augenblick ein Angriff der Russen erwartet wurde. Diese Stellung trug den Namen „Toter Mann“. Man schrieb den 6. Juni, Tag an dem die Alliierten an der Atlantikküste landeten. Sogar in vorderster Front in Russland erfuhren wir hiervon.

### Wie die Nachricht der Landung der Alliierten René Cloos zu fatalem Übermut hinriß

Unser Freund René Cloos, öfters schon verwundet und zeitweise nicht bei uns, war wieder mit von der Partie. In dieser Stellung war er der Gruppekamerad von Théid. Als er von der Landung hörte, war er wie aus dem Häuschen! Er machte den Deutschen eine Frechheit auf die andere und sang immer wieder: „Mach Dir um mich doch bitte keine Sorgen“. Dann sang er unsere Nationalhymne, die Uelzecht, und rief: „*Roude Léve, huel se, dé dreckeg Preisen!*“ Die deutschen Soldaten forderten ihn auf, den Mund endlich zu halten. Er würde nämlich die Aufmerksamkeit Iwans auf uns lenken. Außerdem wäre das Sabotage wegen Zersetzung der Moral der Truppe. Da fing René an und sagte trotzig, dass die Deutschen ihre Lektion doch noch erhalten würden. Wir alle, die René kannten, wunderten uns nicht über sein Benehmen. Er war nämlich einer von denen, welche die Schnauze nicht vor den Deutschen halten konnten. Dies wurde ihm möglicherweise zum Verhängnis. Er war tapfer und ein guter Kamerad. Théid, der ja auch kein Schlappschwanz war und so ziemlich aus demselben Holz geschnitzt war, versuchte René so gut wie möglich zu beschwichtigen. Er warnte ihn und meinte, diese Provokationen könnten auf alle Luxemburger zurückfallen. Das Gespenst vom Kriegsgericht und von der Strafkompagnie hing über uns allen wie ein Damoklesschwert. Ein kleines Vergehen und man war dran! Wenn es dann auch noch hieß „Luxemburger“, dann war wirklich Sense! So kam es auch in diesem Fall! Als ein Stoßtrupp fällig war, wurden unsere beiden Freunde hierzu eingeteilt. Ein Obergefreiter, der auch irgendetwas ausgefressen hatte, bekam die Führung der Truppe. Der Befehl dieses Himmelfahrtskommandos lautete: „Im Hinblick auf die Absetzbewegung haben Sie unter allen Umständen Gefangene zu machen“. In der nächsten Nacht machten sie sich auf den Weg. Der Obergefreiter, ein alter Hase, sagte zu ihnen: „Auf keinen Fall lassen wir uns auf ein Risiko ein. Wir schmeißen im Niemandsland einige geballte Ladungen, machen etwas Lärm mit unseren Maschinenpistolen und treten dann den Rückzug an. Bei unserer Rückkehr sagen wir, es hätten nur Tote gegeben. Gefangene zu machen, wäre uns nicht möglich gewesen.“ Unter der weisen Führung dieses Obergefreiten lief alles gut für die beiden Luxemburger.

Noch am Tage wurden wir aus unserer Stellung gezogen. Wir kamen erstaunlicherweise an einem See für einige Tage zur Ruhe und konnten faulenzen. Wir kamen uns vor, als wären wir irgendwo auf einem Campingplatz. Wir hatten Zelte aufgeschlagen und konnten uns richtig ausschlafen. Auch wollten wir noch schwimmen lernen, aber die Zeit reichte nicht mehr dafür.

In unserer Abteilung fand eine Divisionsbesprechung statt. Der Divisionskommandeur, ein General, besprach mit den Regiments- und Bataillonskommandeuren die Pläne betreffend die Absetzbewegung. Dieselbe war auch gut durchdacht. Der Russe bekam jedoch Wind hiervon und kam uns einen Tag zuvor. Unsere Aufklärungsabteilung und das Pionierbataillon sollten die Nachhut bilden. Die Pioniere hatten den Auftrag erhalten, uns immer abzuwarten und dann erst die Brücken in die Luft zu jagen. Aber wie bereits gesagt. Das Theater ging schon einen Tag früher los und es gab Alarm. Es fing gleich mit einem großen Durcheinander an. Wir mussten uns rasch bis zur Hauptrollbahn Opotschka-Pleskau (siehe Karte S. 993) zurückziehen, um nicht eingekesselt zu werden und um den Hauptstoß aufzufangen. Die Straße, die bis zur Hauptrollbahn führte, sicherten wir auf der linken Flanke und wehrten Angriffe ab, damit die Trosse weg konnten.

### Der Mord an 13 lettischen SS- Soldaten

Rechts von uns war ein lettisches SS-Bataillon. Es muss hervorgehoben werden, dass die Letten in der SS nicht alle freiwillig waren und auch teils von den Deutschen zwangsrekrutiert wurden. Aber diese armen Teufel waren noch in schlechtere Tücher gewickelt als wir. Wenn der Iwan nämlich einen SS in die Finger kriegte, dann war sein Leben schnell vorüber. In diesem Fall setzten die Letten sich ohne Kommando ab. Wir sahen dann mit eigenen Augen, wie ein deutscher SS-Obersturmbannführer 13 Letten mit seiner Maschinenpistole erschoss. Diesen sadistischen Mördern war ja alles erlaubt! Viele von ihnen wurden nie gerichtlich belangt und bezogen noch lange Zeit in Deutschland hohe Renten, die man auch als Judaslohn bezeichnen konnte.

Diesseits der Rollbahn wurden wir von russischen Schlachtfliegern mit Sprengbomben und Bordkanonen angegriffen. Wir erlitten etliche Ausfälle. Nachdem wir in der Nacht den Iwan noch aufhalten konnten, ging es dann aber in schnellem Tempo einer Auffanglinie entgegen. Ein paar Stunden später war der Russe schon wieder da. Wir konnten nicht verstehen, wie das möglich war. Die Pioniere hatten alle Brücken in die Luft gejagt, große Löcher in die Rollbahn gesprengt und schwere Bäume quer und quer über die Straße geworfen. Und schon ging der Zauber wieder los! Nachdem wir diese Stellung einige Zeit halten konnten, ging es zurück an die Welikaja. Der

Russe war überall mit unheimlicher Kraft vorgestoßen. Es war nicht möglich, ihm Einhalt zu gebieten. Wir waren auch zufrieden, wenn es hieß zurückweichen, vorausgesetzt wir verpassten den Anschluss nicht und es erwischte keinen von uns. An Schlaf war gar nicht zu denken und wir wussten nicht mehr, ob es Sonntag oder Wochentag war. Alles war soweit zerstört, dass wir nicht einmal wussten, wo wir uns augenblicklich befanden. Es geht uns hier nicht darum, einen großen strategischen Feldzug wiederzugeben. Das wollen wir gewissen deutschen „Strategen“ überlassen, die in ihren Büchern bedauern, dass ihre berühmten Generäle eben damals nur Pech hatten.

An der Welikaja, an der wir die Russen einige Zeit aufhalten sollten, schlug der deutsche Plan erneut fehl. Nur zum Teil konnten unsere Schwadronen auf die andere Seite des Flusses übersetzen. Doch die schwere Schwadron verlor fast alle ihre Waffen und Protzen<sup>35</sup> und hatte auch schwere Verluste zu beklagen.

### Blutbad am Fluß Welikaja

Tage- und nächtelang wechselten sich Angriffe und Gegenangriffe mit schwerem Trommelfeuer ab. Der Russe setzte Panzer ein, die immer in größeren Rudeln auftraten. Hart, unerbittlich und fanatisch wurde gekämpft. Die Hitze und der Durst machten uns zusätzlich das Leben zur Hölle. Der Fluss Welikaja war rot gefärbt vom Blut. Wir tranken stehenden Fußes an einer Stelle das Wasser wie Vieh! In der Hölle kann es wohl nicht schlimmer sein als damals an der Welikaja! Nach und nach gelang es dem Russen, seinen Brückenkopf zu vergrößern. Wir begriffen, dass es ihm darum ging, auf die Düna vorzustoßen und damit den Norden abzuriegeln. Als wir nach einem Angriff erneut unsere Stellung nicht mehr halten konnten, hieß es wieder „absetzen!“ Die Pioniere sprengten die Brücke über die Welikaja, wobei drei Soldaten der Wehrmacht mit in die Luft flogen und viele auf der anderen Seite zurückblieben. Uns gelang es jedoch, bis auf die Höhe zurückzugehen, wo unsere LKWs auf uns warteten. Im Eiltempo ging es dann weiter südlich mit neuem Auftrag. Rund um uns blitzte und donnerte es. Die Luft war vom Pulverdampf verdunkelt. Wir fragten uns, ob wir überhaupt noch ein Loch finden würden, um aus diesem Hexenkessel herauszukommen. Es wurde Abend, als wir in ein Dorf ankamen. Auf einer Kreuzung erhielten wir den Befehl: „Alles aussteigen. Endstation!“ Es war also wieder soweit! Wir bekamen etwas Verpflegung und Kaffee. Wir machten uns zu

ungefähr 26 Mann unter der Führung von Leutnant Harms auf den Weg. Letzterer teilte uns mit, dass wir auf circa 8 km ein Gelände von den Partisanen zu säubern hätten, die hinter der Front dabei wären, die deutschen Truppen abzuschneiden. Die Russen ließen nichts mehr rein noch raus. Wir wandten die Jagdkommandotaktik an. Doch die Partisanen hatten uns tagsüber so gut wie im Sack. An einem Bach, der eine scharfe Krümmung vollzog, kesselten die Partisanen uns ein. Nach der zweiten Nacht gingen unsere Munition und Proviant zu Ende. Die Partisanen wurden jetzt immer kühner und griffen uns stündlich an. Wir hatten bereits einige Tote und Verwundete. Zwei Mal fragte Leutnant Harms über Funk beim Divisionsstab, dem wir augenblicklich unterstanden, um Hilfe nach, nämlich um Verstärkung, Munition und Verpflegung. Er erhielt zwei Mal die Versicherung und das Versprechen, das würde in die Wege geleitet werden. Wir sollten noch ausharren. Am späten Nachmittag wurde unsere Lage immer kritischer und über Funk erhielten wir keine Antwort mehr. Deshalb gab Leutnant Harms Georges den Befehl, sich durchzuschlagen, den Divisionsstab aufzusuchen, um Verstärkung zu erbitten oder, wenn diese nicht möglich wäre, vom Stab eine Absetzbewegung zu erwirken. Für Georges galt es zuerst, das Weizenfeld zu erreichen, das zwischen der Rollbahn und einem Wald lag. Die erwähnte Straße lag unter dem Beschuss der Partisanen. Meine Kameraden gaben mir Feuerschutz, damit ich über diese Rollbahn kommen sollte. Der Weizen stand so hoch, dass ein Mann hindurchgehen konnte, ohne gesehen zu werden. Der sicherste Weg für mich bestand darin, mitten durch das Weizenfeld zu schleichen und aufzupassen, dass ich weder dem Wald noch der Straße zu nahe kommen würde. Ungefähr auf halben Weg wurde das Feld durch einen kleinen Bach unterbrochen. Hier konnte der Russe mir eine Falle stellen. Deshalb nahm ich mit großer Vorsicht das dem Wald und der Straße zu gelegene Gelände unter die Lupe. Es war unheimlich ruhig. Ich war einen Augenblick unschlüssig, ob ich es riskieren sollte oder nicht. Als ich zum Sprung ansetzte, verfehlte eine Salve aus einer Maschinenpistole mich um Haaresbreite. Ich gab Fersengeld und lief um mein Leben! Nach 2 km stieß ich dann auf den ersten deutschen Vorposten, der vor dem Dorf lag, in dem wir vor 2 Tagen unsere Ausgangsposition hatten. Das Dorf war inzwischen von der russischen Artillerie und den Flugzeugen total zerstört worden. Der Zufall wollte es, dass ich auf dem Weg zum Divisionsgefechtsstand dem kommandierenden General Chale de Beaulieu<sup>36</sup> begegnete. Aufgeregt fragte er mich, was sich vorne zutragen würde. Er hörte mich aber nicht lange an,

35. Der Autor des Berichtes erklärt Protzen hier mit: „motorisiert Gefierer“. Laut Duden ist eine Protze ein zum Transport von Munition benutzter zweirädriger Wagen, an den das Geschütz angehängt wird (Duden, S. 1250). Durch die Einführung der Protze wurde aus dem instabilen einachsigen Geschütz eine stabile Transporteinheit, die nur noch Zugkraft verlangte. Gleichzeitig konnte auf der Protze neben Munitionsvorrat auch ein Teil der Geschützbedienung mitgeführt werden (Wikipedia).

36. General Walter Chales de Beaulieu wurde 1898 in Ostpreußen geboren. Er trat im Jahre 1915 in die Armee ein und erklomm im Laufe der Jahre sämtliche Stufen der militärischen Hierarchie. Vom 20. Februar bis 12. September 1944 befehligte er die 23. Infanterie-Division. Hitler entließ ihn aus dem aktiven Dienst. Chales de Beaulieu starb 1974 in Kreßbronn (Wikipedia).

sondern verwies mich an seinen 1A Offizier. Nachdem ich diesem meine Meldung gemacht hatte, sagte er, es wäre zu spät um Leutnant Harms Verstärkung zu schicken. Der Russe wäre auf der Hauptrollbahn auf dem Vormarsch. Deshalb müsste der Divisionsstab ungefähr 8 km zurück auf die neue Auffanglinie. Weil ich ja nicht mehr zurück könnte, sollte ich mir auf einer Protze von ihnen Platz nehmen. Irgendwie würde Leutnant Harms es schon schaffen! Unter Panzer-, Flieger- und Artilleriebeschuss setzten wir uns ab und bezogen umgehend in der neuen Auffanglinie Stellung. Mit schweren motorisierten Kräften stieß der Iwan vor. Von überall kamen die Russen massenhaft herbei. Unser Erstaunen war groß, als wir auf freier Ebene inmitten der Russen plötzlich Leutnant Harms mit seinen übriggebliebenen Männern, ungefähr noch 16 an der Zahl, auftauchten sahen. Er hatte seine Leute angewiesen, die Helme abzulegen und ihre Feldmützen aufzusetzen, damit der Russe sie nicht so schnell erkennen könnte. So konnten sie den direkten Kontakt mit dem Iwan vermeiden, ansonsten sie verloren gewesen wären.

Die neue Stellung lag auf einem Berg und war gut gewählt. Die Straße führte über einen kleinen Pass und war verhältnismäßig leicht zu verteidigen. Wir hatten noch keine 2 Stunden die neuen Stellung besetzt, als wir den Befehl erhielten: „Alles absetzen!“ Und prompt ging es wieder rückwärts, aber nicht weit. Es stellte sich nämlich heraus, dass der Befehl falsch war. Wo er herkam, wusste kein Mensch. Der General fluchte und rannte hin und her. Das Kommando lautete: „Stop und alle am Fuß des Berges eingraben. Die Höhenstellung sollte zurückerobert werden. Doch der Iwan ließ sich diese gute Gelegenheit nicht mehr entreißen. Wir lagen für den Russen auf dem Präsentierteller und er nutze das auch aus. Bereits in der zweiten Nacht mussten wir erneut zurückweichen. Die Lage wurde immer katastrophaler. Kein Schlaf, keine Ruhe, bei Tag und Nacht gehetzt und gejagt wie das Wild auf der Treibjagd. Und trotzdem waren wir froh, wenn wir wenigstens den Anschluss nicht verpassten und auch unsere Verwundeten mitnehmen konnten.

Es war es anfangs Juli 1944 als ein spezieller Befehl uns auf eine andere Stelle verwies. Hier war ein ganzes Bataillon lettischer SS zum Russen übergelaufen. Hierdurch war ein großes gefährliches Loch in der deutschen Verteidigungslinie entstanden. Es ist unverständlich, warum der Iwan nicht sofort hier durchbrach. Wahrscheinlich hatte er in diesem Augenblick nicht genügend Truppen an dieser Stelle, um sofort vorzustoßen. Leutnant Harms erhielt den heiklen Auftrag, ein Gelände von 8 bis 10 km zu untersuchen, um unsere Männer dementsprechend in Stellung zu bringen. Das sollte möglichst rasch geschehen, bevor der Russe durchbrechen würde. Ich musste als Melder von Harms natürlich an dessen Seite sein. Ich fragte mich, ob der

Iwan uns dieses Mal nicht einkassieren würde? Als wir das Gelände zu 2/3 erkundet hatten, wurden wir vom Russen, der auf einer Anhöhe lag, mit Granatwerfern beschossen. Dabei wurde Harms verwundet. Ich verband ihn und bat ihn, wir sollten zurückweichen. Doch er führte seinen Befehl bis zum Ende aus. Als wir zum Abteilungskommandeur, Oberstleutnant von Bandemer<sup>37</sup>, kamen, machte Harms Meldung, derweilen das Blut ihm aus dem Ärmel rann. Der Kommandeur sagte zu ihm: „Leutnant Harms, Sie sind ja verwundet, machen Sie dass Sie zum Lazarett kommen!“ Harms willigte jedoch nicht ein. Wie sich übrigens später herausstellte, hatten die Oberstleutnants von Bandemer und Ziegeler mit den Offizieren sympathisiert, die am 20. Juli 1944 ein Attentat auf Hitler verübten. Der Kommandeur sagte daraufhin streng zu Harms: „Wenn Sie störrischer Junge nicht zum Lazarett wollen, dann gebe ich Ihnen den Befehl, Ihre Wunde auf dem Verbandsplatz untersuchen zu lassen und sie zumindest beim Tross auszuheilen!“ Harms flüsterte mir heimlich zu; „Pack unsere Klamotten und verdrück dich damit in meine Protze. Du gehst mit mir zurück!“

Am selben Tag, den 12. Juli 1944 wurden meine Luxemburger Kameraden Josy Kongs und Ferdj Kreins verwundet und kamen ins Lazarett.

### Die fatalen Folgen des Attentats auf Hitler

Georges seinerseits verbrachte mit Harms beim Tross einige gemütliche Tage bis zum 20. Juli. Sie lagen auf der Erde, in der Sonne und hörten Musik aus dem Radio. Schlagartig wurde die Musik durch eine Sondermeldung unterbrochen, die das Attentat auf Hitler bekannt gab. Zum Schluss sprach Hitler. Er sagte, dass ab sofort die Wehrmacht der SS unterstellt wäre und dass sie mit dem Hitlergruß zu grüßen hätte. Leutnant Harms schaute mich erschreckt an und meinte resigniert: „Bis jetzt hab ich noch ein Fünkchen Hoffnung gehabt, aber hiermit hat Deutschland endgültig den Krieg verloren. Dass die Wehrmacht durch Hitler so erniedrigt wird, können wir als anständige Offiziere nicht mehr verkraften!“ – „Los, Georges pack unseren Kram zusammen, wir fahren zur Front. Du wirst jetzt gut auf Dich aufpassen müssen und Du wirst nur von mir weichen, wenn ich Dir einen anderen Befehl geben werde!“ Das geschah am 8. August 1944.

An der Front angekommen, meldete Leutnant Harms sich stolz beim Kommandeur von Bandemer mit dem Soldatengruß, den dieser geradeso beantwortete. Von Bandemer verfehlte nicht, zu Leutnant Harms zu sagen: „Falls sie es nicht wissen sollten, Leutnant Harms, ab heute muss die Wehrmacht mit dem Hitlergruß grüßen und wir sind der SS unterstellt. Alle Befehle kommen bereits von der SS!“ „Ich verstehe und weiß schon

37. Es müsste sich hier um Oberstleutnant Friedrich-Wilhelm von Bandemer gehandelt haben (panzer-archiv.de, Offiziersliste).

Bescheid, deswegen bin ich hier, Herr Oberstleutnant, ich glaube, dass ich Sie richtig verstanden habe!“

Leutnant Harms erhielt wieder das Kommando von der 3. Schwadron. Durch neue Durchbrüche der Russen ging die Absetzbewegung im hohen Tempo weiter bis an die Düna (Dwina) bei Jakobstadt. Als wir noch ungefähr 2 km von der Brücke über diesen Fluss entfernt waren, erhielten wir den blödsinnigen Befehl, dass eine Gruppe von uns zurück müsste, um festzustellen, wie weit der Russe bereits nachgerückt wäre. Théid hatte mit René wieder das Pech, in dieser Gruppe zu sein. Inzwischen zogen wir uns auf jene Brücke zurück. Die Pioniere forderten uns auf, uns zu beeilen, denn sie wollten die Brücke in die Luft jagen. Der Leutnant machte sie darauf aufmerksam, dass eine Gruppe von uns noch unterwegs wäre. Doch das konnte nichts nützen, sie sprengten die Brücke. Diesseits der Düna bezogen wir Stellung. Es verging noch keine Viertelstunde, da sahen wir unseren Spähtrupp auf der anderen Seite ankommen. Der Iwan war hinter ihm her. Unsere Männer entschlossen sich, in voller Ausrüstung durch das Wasser zu schwimmen. Jene die nicht schwimmen konnten, unter ihnen unser Freund Théid, hielten sich an einem Balken fest. Die Düna war 400 Meter breit. Als sie das Ufer des Flusses auf unserer Seite fast erreicht hatten, pfliffen die Kugeln ihnen um die Ohren. Doch das Glück war auf ihrer Seite und sie kamen alle unversehrt an. Nachdem wir die neue Uferstellung während 2 Stunden besetzt hatten, wurden wir abgelöst. Es ging mit neuem Auftrag in eine andere Ecke, an welcher der Russe wieder durchgebrochen war. Gegen Abend wurden wir mit LKWs in einen Wald gebracht. Wir sollten diesen durchkämmen, stießen aber sofort auf Widerstand. 3 Tage und 3 Nächte ging es hart auf hart zu. Es war ein Katz- und Mausspiel. Mal warfen wir den Iwan aus dem Wald heraus, oder umgekehrt er uns. Es war nicht verwunderlich, dass es wieder Tote und Verwundete auf beiden Seiten gab. Als in der 3. Nacht nach einem heftigen Angriff des Russen wir meinten, er würde uns nun doch etwas in Ruhe lassen, ging es am Tag wieder richtig los. Drei schwere Angriffe hatten wir tagsüber abgewiesen, als der Befehl kam, uns möglichst rasch zurückzuziehen. Wir mussten eine freie Ebene von 5 km hinter uns legen, drei Verwundete auf Tragen mit uns zurückschleppend. Ein Spähtrupp hatte gezeigt, dass wir mit schweren Panzerangriffen auf der rechten Flanke zu rechnen hätten. Der Russe setzte auch gleich nach. Als wir 2 km von der Rollbahn entfernt waren, wurden wir von Flugzeugen überrascht. Zum Glück für uns waren es deutsche Maschinen, die unseren Rückzug deckten.

### Gegenangriff und Tod von Leutnant Harms

Unsere LKWs standen schon bereit, um uns

wieder an eine andere Stelle zu transportieren. In einem Wald bekamen wir Verpflegung und Munition. Dort erfuhren wir, dass unser Rückzug vom Vortage nicht umsonst so wirkungsvoll aus der Luft gedeckt worden war, denn man hatte uns vorgesehen, um im Gleisdreieck von Modon einen Gegenangriff zu starten. Der Russe warf dort mit unheimlicher Kraft Mensch und Material in die Schlacht, um einen großen Kessel zu schließen. Wenn man bedenkt, dass die Deutschen hier Vierlingsflak in direktem Beschuss gegen die Infanterie einsetzten, dann kann man sich vorstellen, wie der Kampf aussah. Es war am Nachmittag vom 8. August, als wir in Bereitstellung gingen. Alles was den Deutschen noch zur Verfügung stand, wurde für diesen großangelegten Gegenangriff eingesetzt. Wir hatten frischen Ersatz aus Deutschland erhalten. Oberstleutnant Ziegeler vom Infanterieregiment hatte auch das Kommando über unsere Abteilung und leitete den Angriff. Bevor er seinen Männern die letzten Anweisungen gab, sagte Harms zu mir: „Heute gehs du nicht mit mir. Du gehst zu Leutnant Kirchhof als Melder. Ich führe den Hauptstoß an der Rollbahn entlang. Leb wohl, pass gut auf dich auf und komm wieder nach Hause!“ Ich hatte kein gutes Gefühl und dachte: „Jetzt ist es soweit. Das kriegt kein gutes Ende!“

Als wir Melder seitlich im Straßengraben lagen, hörten wir wie Ziegeler fragte: „Alles klar meine Herren?“ „Jawohl“, war die Antwort und sie grüßten alle, ausgenommen ein Oberwachtmeister, mit dem Soldatengruß. Der Angriff wurde 1 km an der Hauptrollbahn vorgetragen, als Leutnant Harms an der Spitze seiner Schwadron durch Kopfschuss fiel. Wie wenn das ein Signal gewesen wäre, stoppte der Angriff. Der Iwan setzte zum Gegenangriff an. Théid, René und Georges hatten am linken Flügel die Chance, sich zu verdrücken, derweilen viele Soldaten der anderen Schwadron in Gefangenschaft gerieten oder fielen. Die Verwundeten konnten nicht mehr geborgen werden.

Wir hingegen hingen wie Trauben an einem Langrohrgeschütz, das von einer rasch abhauenden Zugmaschine geschleppt wurde. Einen Tag und 2 Nächte schlugen wir uns zu vier nach Westen durch, bis wir am 10. August wieder auf unsere Abteilung stießen. Mit ebenfalls versprengten Soldaten der Infanterie wurden wir wieder neu gruppiert, um den Iwan erneut anzugreifen. Die Straße, auf welcher der Iwan auf dem Vormarsch war, führte von einem Berg herunter in ein Tal. Dort schlängelte sich ein kleiner Bach durch das Gestrüpp. Strategisch gesehen war es vielleicht eine günstige Stelle, um den Russen aufzuhalten. Aber mit einem so zusammengewürfelten Haufen, wo es nicht nur an der Moral, sondern auch an der Ausrüstung und Munition fehlte, hatte der General Chale de Beaulieu nicht mehr viel Aussicht auf Erfolg. Hinzu kam noch besonders der Umstand, dass der Hauptkommandeur, der Ritterkreuzträger Oberstleutnant Ziegler<sup>38</sup> bereits anfang, die Sache aufzugeben. Eine Gruppe unter der Führung von Unteroffizier Neumann hatte den Auftrag,

auf vorgeschobenem Posten den Russen zu melden und aufzuhalten. Als Sanitäter war unser Freund Heng Ney von Düdelingen dieser Gruppe zugeteilt. Diesseits des Berges, entlang der Rollbahn, lagen wir bereit. Als es die ersten 2 Stunden ruhig blieb, wurde Georges mit einem deutschen Soldaten zur Gruppe geschickt, um diese über die Lage zu unterrichten. Bis zu der auf vorgeschobenem Posten harrenden Gruppe hatten beide Soldaten einen Weg von 30 Minuten zurückzulegen. Die Gruppe stand in einem Kellereingang und der Unteroffizier sagte, die ersten Russen wären auf der Rollbahn durchgebrochen. Seine Männer und er würden jetzt keinen Schuss mehr abgeben, sondern würden zusammen in Gefangenschaft gehen. Sie hätten nämlich nun endgültig die Hosen voll. Heng sagte zu Georges: „Bleib hier, dann gehst du mit uns in Gefangenschaft!“ Doch Georges antwortete: „Nein danke Heng. Ich habe dieses Experiment bereits drei Mal versucht. Ich glaube, dass wir in diesem eiligen Rückzugstempo schneller nach Westen und damit nach Hause kommen!“ So machten die beiden Soldaten sich wieder rasch auf den Rückweg. Die ganze Gruppe mit dem Luxemburger Heng Ney ging dann tatsächlich auch geschlossen in die Gefangenschaft. Unser Freund Heng<sup>39</sup> sagte mir später, dass ich Recht behalten sollte, denn es erging ihnen in der Folge dreckig. Wie so viele Luxemburger Zwangsrekrutierte wurden sie bitter enttäuscht.

### Oberstleutnant Ziegeler verweigerte einen sinnlosen Befehl

Im Verlauf des Nachmittags erhielt Kommandeur Ziegeler einen Divisionsbefehl von einem Kradmelder, er sollte abends um 18.00 Uhr mit dem Rest seiner zusammengewürfelten Gruppe den Russen angreifen. Der Kommandeur verweigerte diesen Befehl, worauf der General persönlich nach vorne kam. Er forderte Ziegeler auf, den Angriff vorzutragen. Doch die Antwort desselben lautete: „Nein, mein General, ich greife nicht an, es steht von vorne herein fest, dass dieser Angriff sinnlos ist!“ „Oberstleutnant Ziegeler, ich gebe Ihnen den Befehl, heute Abend 18.00 Uhr mit 6 Schuss Artillerievorbereitung anzugreifen!“ „Nein mein General, ich greife nicht an.“ „Ist das Ihr letztes Wort?“ „Jawohl!“ Die Feldgendarmerie stand bereit und verhaftete den Oberstleutnant. Er kam vor ein Standgericht und wurde erschossen. Es war ein offenes Geheimnis, dass noch mehr Offiziere erschossen wurden. Diese Auskunft erhielt ich von dem Obergefreiten

Klimm, der Verbindungsmelder zwischen der Division und Ziegler war. Er war zugegen, als Ziegeler verhaftet wurde<sup>40</sup>.

Der Angriff erfolgte dann trotzdem und wurde zum Drama. Mit Stalinorgeln und anderen schweren Geschützen schoss der Russe uns schon in der Bereitschaftsstellung zusammen. Théid wurde hierbei durch einen glatten Durchschuss am rechten Arm verwundet, als er mit René Cloos von Eitelbrück am MG lag. René teilte Théid mit, er würde mit ihm auf den Verbandsplatz zurückgehen. Théid wehrte ab, denn er fürchtete, René würde vor ein Kriegsgericht gestellt werden. „Was! Das wollen wir mal sehen. Dann zeige ich ihnen den bloßen A...“, erwiderte René und ließ die Hose fallen. Oh Schreck! Théid musste dabei feststellen, dass René Hämorrhoiden hatte, die dick wie eine Faust waren!

Auf dem Verbandsplatz wurden beide getrennt, um erst wieder anfangs September 1944 in Riga zusammenzukommen. Die zwei wurden dort Richtung Inseln Ösel und Dagö eingeschifft.

Am 10. August 1944 wurde unser Abteilungskommandeur von Bandemer durch einen Granatsplitter schwer am Bein verwundet. Später erfuhren wir, dass nachdem man ihm das Bein amputierte hatte, er vor ein Kriegsgericht gestellt wurde. Anscheinend hatte er auch mit den Putschoffizieren am 20. Juli sympathisiert.

Am 12. August 1944 fiel Leutnant Kirchhof, der letzte Offizier der A.A.23<sup>41</sup>. Ein Infanterieoffizier, Leutnant Müller, übernahm unsere klägliche Gruppe von nur noch 20 Mann. Bis zum 18. August hatten wir unter schweren Panzerangriffen zu leiden. Der Iwan trieb uns im Raum Schaulen vor sich her wie eine Herde Schafe. In der Nacht vom 17. auf den 18. August mussten wir einen Wald durchkämmen. Der Russe brach durch und wir wurden eingekesselt. Nachdem wir zuerst Igelstellung bezogen hatten, schlugen wir uns bis zum Rand des Waldes durch. Es blieben uns 200 m über freies Feld zurückzulegen, um zu einer anderen Aufklärungsabteilung zu gelangen. Diese wurde aber in diesem Augenblick selbst von T 34 Panzern angegriffen. Wir versuchten unser Glück, indem wir sprungweise das Gelände überbrückten. Wir kamen noch mit 11 Mann an! Die anderen wurden getötet oder fielen verwundet dem Iwan in die Hände. Zusammen mit der andere A.A. sollten wir mit Unterstützung einer 8,8 Selbstfahrlafette einen Gegenangriff starten. Wir wurden aber schon in der Bereitstellung von den russischen T 34

38. Werner Ziegler wurde 1916 im Schwarzwald geboren. Er führte ab dem 6. März 1944 das Grenadier-Regiment 186. Bei Kriegsende geriet er in Gefangenschaft, aus der er 1946 entlassen wurde. Er ging 1968 als Oberst der Bundeswehr in Pension (lexikon-der-wehrmacht.de).  
39. Henri Ney aus Düdelingen kam in der Tat nach Tambow. Er starb am 12. Februar 1965 in Düdelingen.  
40. Wie bereits bemerkt, wurde Ziegler nicht erschossen. Die Aussage des Obergefreiten Klimm war offensichtlich irrig.  
41. Aufklärungsabteilung 23.

Panzern zusammengeschossen. Diese rückten uns mit Sprenggranaten zu Leibe. Hierbei wurde Georges von Schiffingen durch einen Splitter in der Lunge schwer verwundet. Bei den Granatwerfern war Metty Stephany der letzte Luxemburger von der 3. Schwadron. Auch Jempi Donkolz von Esch, der bei einer Strafkompagnie bei Wenden im Einsatz war, weil er 4 Tage zu spät aus dem Urlaub zurückgekehrt war, wurde am 18. August 1944 schwer verwundet. Er starb am 21. August 1944 im Feldlazarett an den Folgen seiner Verwundungen, nämlich Granatsplitter in der Lunge, am rechten Oberschenkel und im linken Unterschenkel. Er wurde in Dzerbene in Lettland begraben.

Anfangs September 1944 kamen unsere drei Freunde Pierre Kaber, René Cloos und Théo Senninger, deren Wunden inzwischen ausgeheilt waren, mit Metty Stephany in Riga zusammen. Die vier Luxemburger wurden in Riga eingeschifft, um auf die in der Nordsee gelegenen Inseln Ösel und Dagö zu gelangen, die der Iwan auch besetzen wollte. Nachstehend der Bericht von Théo Senninger über seine tragischen Erlebnisse:

### „Befehl ist Befehl“

Auf der ungefähr 25 auf 25 km großen Insel Dagö erging es uns nicht gut. Die Russen machten uns fertig. So mussten die Deutschen der Übermacht der Russen weichen und die Insel aufgeben. Alles wurde in Schiffe verladen. Nur unser Trupp blieb als Nachhut zurück! Lediglich ein Fischerboot und ein Kompass standen uns neun Männern zur Verfügung. Der Iwan rückte immer näher. Es blieb uns ungefähr noch eine Breite an Gelände von einem Kilometer, wo wir uns behaupten konnten. In unserem Rücken war nur noch Wasser. Welche verzweifelte Lage! Unser Schicksal schien besiegelt. Unser Los bestand darin, erschossen zu werden oder zu ertrinken! Gefangene wurden keine gemacht. Der Russe hatte uns nämlich über Lautsprecher ein Ultimatum gestellt, um am Tag die Insel zu räumen. Danach würden sie keine Gefangenen mehr machen. Diese Frist war nun bereits 24 Stunden abgelaufen. Unser Truppführer hatte den Befehl, bis zur letzten Kugel, bis zum letzten Mann durchzuhalten. So meinte er auch: „Befehl ist Befehl!“ In unserer Todesangst schossen wir, dass die Gewehrläufe heiß wurden. „Immer nur schießen, damit der Russe glaubt, wir seien noch ein großer Haufen“, befahl der Truppführer. Das wurde dem Iwan dann aber zu bunt und ich sehe sie jetzt noch vor mir, als sie die Ratschbumm in Stellung brachten.

Der erste Schuss schlug direkt am Kai ein, wo unser Boot stand. Und schon schrie der Truppführer: „Los, alles ins Boot!“ „Also dann doch ertrinken“, schoss es mir durch den Kopf. Der zweite Schuss folgte sogleich. Gott sei Dank hatten wir uns dann aber bereits abgestoßen und waren so 50 Meter von der Einschussstelle entfernt. Unser Truppführer meinte: „Hier ist die letzte Rettung“ und nahm eine Nebelgranate, zog sie ab und schon hatten wir eine Nebelwand um uns. Dadurch wurde dem Iwan ein genaues Schießen unmöglich gemacht. Es waren noch 7 km bis auf die Insel Ösel. Um aus dieser Hölle herauszukommen, ruderten wir wie Galeerensträflinge. Auf hoher See wurden wir von einem deutschen Patrouillenboot aufgenommen und bis zur Insel Ösel gebracht. Doch kaum waren wir hier an Land gegangen, ging das Inferno wieder los. Es wurde noch blutiger als auf der Insel Dagö. Ich lag hier zwei Tage im Gefecht, als ich durch einen Splitter an der Wirbelsäule verwundet wurde. Mit einem Schnellboot wurde ich nach Windau in Lettland gebracht. Dort wurde ich sofort operiert. Eigentlich sollte jetzt der Krieg für mich vorüber sein. Aber leider war das noch nicht der Fall. Ich sah Metty Stephany noch als Letzter auf der Insel Ösel. Er hatte mir noch etwas zum Essen gegeben. Von da an hörte ich nie mehr etwas von ihm. Er gilt als vermisst. Keiner konnte bis heute sagen, was mit ihm und René geschah. Auch Pierre Kaber wurde am 4. Oktober 1944 auf der Insel Ösel verwundet.

### Das Ende

Damit hörte für uns offiziell die 3. Schwadron der Luxemburger Kameraden auf zu bestehen. Es waren dies die letzten von 47 Luxemburger Zwangsrekrutierten, die mit der dritten Schwadron der A.A. 23 im Januar 1943 zuerst russischen Boden betreten.

Jacques Vermeiren kam zu seinem großen Pech im Januar 1945 wieder in den Einsatz. Er wurde in Allenstein von den Russen gefangen genommen.

Auch Pierre Kaber kam, nachdem seine Verwundung ausgeheilt war, wieder in den Einsatz. Er lief in Gernheim bei Küstrin zu den Russen über. Auf diese Weise geriet auch unser Freund Albert Wolf von Echternach im März 1945 in Gefangenschaft. Sie wurden als Gefangene den weiten Weg nach Tambow verschleppt! In diesem Lager waren vier von unseren Kameraden: Henry Ney von Düdelingen, Pierre Kaber von Helmsen, Albert Wolf von Echternach und Jacques Vermeiren von Esch.

### Persönliche Erlebnisse und Schicksalswege einzelner unserer Kameraden

Am 13. April 1943 wurde unser Kamerad **François BLEY aus Schieren** von einem Scharfschützen verwundet. Eine Kugel hatte ihm den rechten Unterarm durchschlagen. Es entstand dabei eine Radialisnervlähmung. Sein Gruppenkamerad Emile Eyschen verband ihn. Dann ging es vom Verbandsplatz von einem Lazarett in das andere: Luga – Pleskau – Zischkau – Wernigerode und schließlich Trier, ins „Brüderhaus“, Nordallee 7. Im Lazarett war er eine Art Postvorsteher. Bei seiner Arbeit wurde er von mehreren französischen Kriegsgefangenen unterstützt. Sie nahmen jeden Tag mehr als 1.000 Briefe entgegen, stempelten sie und fuhren sie dann mit einem Wägelchen zum Hauptpostamt. Dort wurde dann die Post für das Lazarett und weitere vier davon abhängende Spitäler mit zusammen 1.200 Verwundeten in Empfang genommen. Dann ging es zurück ins Lazarett, wo die Briefe sortiert und dann verteilt wurden. Mehr als einmal genehmigte sich François mit den Franzosen heimlich einen Schoppen hinten auf dem Fenster einer Gastwirtschaft. Einfacher lief es für sie, wenn sie in die Moseldorfer Wein für die Lazarettärzte abholen fuhren. Da gab es dann auch nicht selten für die Franzosen Butterbrote, belegt mit Zwetschgenmus. Durch seine so verrichtete Arbeit konnte François der ärztlichen Lazarettbehandlung aus dem Wege gehen. Durch einen Trick gelang es ihm, trotzdem die schönste Behandlungskarte des Lazaretts aufzuweisen. Die Ärzte sahen ihn ganz selten bei ihren wöchentlichen Visiten, da er um diese Zeit und oft in ihrem Auftrag mit „seinen“ Franzosen unterwegs war. Letztere waren froh, einen „deutschen Soldaten“ unter sich zu haben, der so gut Französisch konnte und der es so gut mit ihnen meinte. Ganze 16 Monate hielt es Kamerad Bley im Lazarett aus. Fast ein ganzes Jahr über seine vollständige Ausheilung hinaus, konnte er seine Stellung halten. Ende August ließ er dann das Lazarett im Stich und ging stiften. Anlässlich der Befreiung kam er am 10. September 1944 wieder ans Tageslicht. Im Spaß sagt er heute noch: „Ich würde mich heute noch im Lazarett herumdrücken, wenn es noch immer nötig wäre. Die meisten deutschen Offiziere, so niederträchtig sie auch immer waren, waren in der Tat so beschränkt, dass sie noch 1944 immer an den *größten Feldherrn aller Zeiten* glaubten!“

**Jacques VERMEIREN von Esch** wurde am 13. April 1943, am selben Tag wie François Bley, verwundet und dies auch am Wolchow. Wie es ihm auf dem Verbandsplatz erging, lassen wir ihn selbst erzählen:

Nachdem die Ärzte meine Wunde untersucht hatten, ging das Theater los. Sie hatten in meiner

Wunde Pulverschleim festgestellt. Sie behaupteten nun, ich hätte Selbstverstümmelung begangen. Als das bekannt wurde, zeigte unser Leutnant Ramm, der bekannte Drecksack, mich beim Generalstab an. Statt meine Wunde zu behandeln, schleppten sie mich vor das Kriegsgericht. Bevor die Verhandlung anfang, lag ich 14 Tage gänzlich isoliert in einem russischen Haus. Meine Kameraden, die zu dieser Zeit in Ruhestellung lagen, durften mich in meinem Kerker nicht besuchen. Auf eigene Lebensgefahr besuchten meine Kameraden mich trotzdem. Sie steckten mir heimlich Sachen aus ihren Päckchen zu, die sie aus der Heimat erhielten. Für mich hingegen war jede Post gesperrt. Meine Peiniger erschreckten mich sogar nachts, wenn ich da saß und nachdachte. Als der Tag der Verhandlung vor dem Kriegsgericht kam, wurden meine Knie weich. Glücklicherweise standen meine Kameraden gut für mich ein. Ich war schon erstaunt, als Stabswachmeister Bode und Wachmeister Kukké sich auf meine Seite stellten. Beschwörend sagten sie einer nach dem anderen dem Gerichtspräsidenten, dass es ein Verbrechen wäre, wenn ich verurteilt würde. Wachmeister Kukké sagte: „Herr Präsident, es liegt in Ihrer Hand, diesen Soldaten erschießen zu lassen, tun Sie es bitte nicht, ansonsten Sie trotz Krieg ein Fehlurteil vollstrecken“. Und weiter führte er an: „Diese Luxemburger sind alle ordentliche Kerle, die hier sein müssen und sich trotz diesen Umständen als brauchbare Kerle erweisen!“

Das war etwas gebauchpinselt und wohl übertrieben. Wachmeister Kukké war, jedenfalls in seinem Zug, den Luxemburgern ein guter Kamerad. Sogar dem Stabswachmeister Bode, wenn er auch nationalsozialistisch eingestellt war, kann man den Respekt, was meine Sache angeht, nicht verweigern. Zu Vinderup hatte er bereits Partei für die Luxemburger und dies gegen Leutnant Richter, seinerzeit Schwadronführer, ergriffen. Ich wurde vom Kriegsgericht freigesprochen, doch ich durfte nicht nach Hause trotz meiner schweren Verwundung. Ich wurde ins Lazarett Neustrelitz überwiesen, wo ich 3 Monate lang gepflegt wurde. Dann überstellte man mich zu einer neuen Einheit nach Posen. Von dort aus kam ich erneut in den Einsatz und zwar nahe bei Lettland. Der Rückzug war dort bereits voll im Gange. Und wie der Zufall es wollte, kam ich wieder bei meinen Lebensretter Oberwachmeister Kukké. Wir blieben die alten Freunde. In Schlesien kam ich in russische Kriegsgefangenschaft. Ich machte den Weg wieder zurück nach Russland bis nach Tambow.

Im November 1945 kehrte ich mit meinen Kameraden in unsere Heimat zurück.

### Haarscharf an einem Drama vorbei. Martin WAHL von Befort erzählt

Als am 13. April 1943 Jacques aus unserer Gruppe verwundet wurde, hatten wir keine Ahnung, wie schwer diese Verwundung sich nicht nur auf

Jacques selbst, sondern auch auf die ganze Gruppe auswirken würde. Wir wussten damals nicht, wie haarscharf wir einer Katastrophe entgehen würden. Ich möchte dem Bericht von Jacques noch Folgendes beitragen: „Ein wichtiger Entlastungszeuge war ein Kamerad aus Hamburg (ich habe seinen Namen vergessen), der aussagte, dass die Russen sich bis auf 2 Meter an unsere Stellung herangeschlichen hatten und auch aus dieser Distanz schossen. Diese unmittelbare Nähe des Feindes wäre die Ursache des Pulverschleims in der Wunde von Jacques gewesen. Die Anklage war formell: „Selbstverstümmelung“. Wir waren 9 Luxemburger und 2 Deutsche in unserer Gruppe. Vor der Gerichtsverhandlung sagte Stabswachtmeister Bode zu uns: „Wenn Vermeiren zum Tode durch Erschießen verurteilt wird, werdet Ihr, werdet Ihr, seine Kameraden das Erschießungspeloton bilden!“ Es war nicht auszudenken, was dann geschehen wäre! Gott sei Dank kam es nicht soweit. Doch eines ist gewiss, wir waren uns eins, dass wir uns neben ihn gestellt hätten. Die Angelegenheit hätte mit einem schrecklichen Drama für die Luxemburger aus der 3. Schwadron geendigt!

Gegen Ende April 1943 erwischte der „*Rouden Hond*“, Unteroffizier Schroeder, als „Unteroffizier vom Grabendienst“ eines Nachts vier Luxemburger schlafend auf Posten und verschaffte ihnen 6 Wochen Strafkompagnie. Am Wolchow erhielt dieser schlechte Mensch ja dann seinen verdienten Lohn, als der Russe ihm sein Spionauge aus dem Kopf schoss!

Neben der Plage von Läusen und Flöhen litten wir am Wolchow auch unter Mangel an Trinkwasser. Wir erhielten dieses nur rationiert in unsere Feldflasche. Weil aber unser Freund Théid mit seiner Zahnprothese geplagt war, gaben wir ihm einen Teil des uns verabreichten Wassers, damit er seine Zähne waschen konnte. Sparsam wie Théid war, spühlte er zuerst seine Zähne in diesem Wasser und trank anschließend dasselbe. Das galt als der große Witz vom Wolchow!

Vom Stützpunkt Wolnaja-Gorka aus, wo das Jagdkommando lag, konnte ich am 27. September 1943 zusammen mit Stabswachtmeister Bode in Urlaub fahren. Als es aber hieß, zurück nach Russland reisen, konnte ich mich nicht sogleich entschließen. So fuhr ich mit 3 Tagen Verspätung zurück. Um den 26. Oktober kam ich in Wolnaja an. Ich bekam umgehend den Marschbefehl, um mit der Schwadron im Raum Newel in den Einsatz zu kommen. Ich hatte Glück, dass der Spieß Freuling in Urlaub war. Er wurde von Unteroffizier Sommer ersetzt. Dieser vertuschte, dass ich mit Verspätung zu meiner Truppe gestoßen war. So konnte ich der Strafkompagnie entgehen. Wir legten bei Tag und bei Nacht Gewaltmärsche bis zu 350 km zurück und dies teilweise ohne Verpflegung. Am 28. November 1943 kamen wir dann bei Newel, Stadt die eingekesselt war, zum Einsatz. Es war schlimm! Es folgte ein Angriff

nach dem anderen. Die Deutschen antworteten mit Gegenangriffen. Die Verluste waren hoch. Darunter befanden sich auch die wenigen Luxemburger, die noch bei der Schwadron waren. Am 2. und 3. Dezember hatte unsere Schwadron 71 Verwundete und Gefallene. Ich selbst wurde am 3. Dezember 1943 am linken Arm verwundet und litt unter einer Lähmung. Kamerad René Cloos von Ettelbrück schleppte mich 10 km durch den Schlamm. Ich war in der Tat durch den hohen Blutverlust total erschöpft. In Litauen kam ich in das erste Lazarett und später für ein halbes Jahr nach Deutschland, nach Waldenburg in Sachsen. Danach wurde ich als Schwerekriegsverwundeter nach Trier überwiesen, um näher an Luxemburg zu kommen. Aber wegen des Vorrückens der Amerikaner wurden wir wieder weiter ins Innere Deutschlands gebracht und zwar nach Wiesbaden. Dort erlebten wir schwere Fliegerangriffe. Danach landeten wir in Oberursel, wo wir von den Amerikanern gefangen genommen wurden. Wir wurden in das Gefangenenlager in Bad Kreuznach gebracht, wo ich vom 1. Mai bis zum 22. Juni 1945 in Gewahrsam war. Dieses Lager blieb bei vielen Luxemburger Zwangsrekrutierten in bitterer Erinnerung<sup>42</sup>. „Eingeliefert“ wurde ich bei den Deutschen am 18. Oktober 1942 mit einem Gewicht von 150 Pfund, um am 22. Juni 1945 mit nur 80 Pfund von den Amerikanern zu Hause „abgeliefert“ zu werden. Die guten Amerikaner!

### **Ein Leben wie ein Tagedieb. Pierre RIES aus Lintgen erzählt**

Ich durfte am 25. Oktober 1943 in Urlaub fahren. Als dieser vorüber war, kehrte ich nicht mehr nach Russland zurück. Meine Familie hatte für mich ein Versteck bei Freunden in Luxemburg-Bonnenweg gefunden. Aber auch da hatte ich, obschon gut versorgt, ein unruhiges Leben. Im Mai 1944 fielen nämlich Bomben auf Luxemburg-Bahnhof, 50 Meter von dem Haus entfernt, in dem ich mich verborgen hielt. So sah ich mich gezwungen, mein Versteck nach Rollingen-Mersch zu verlegen. Ich musste jedoch in der Folge noch mehr als einmal umziehen. So saß ich gerade morgens bei meiner Tante am Kaffeetisch, als diese aufgeregt in das Zimmer stürzte und hervorstieß: „Schnell Pierchen, komm schnell, denn ich glaube, die Deutschen führen eine Razzia durch!“ Ich rannte so rasch es ging die Treppe hoch auf den Speicher. Mein Onkel hatte mir dort in der Nähe eines Taubenschlages ein sicheres Versteck eingerichtet. Die Deutschen liefen überall durch Felder sowie Gärten und sprangen über Mauern. Später stellte sich dann Gott sei Dank heraus, dass sie nur ein Manöver abhielten. Ich durfte vom Speicher wieder herunterkommen, um die warme Stube aufzusuchen. Doch ich musste bereits im Juni mein Versteck erneut verlassen, weil eine Nachbarin

42. Die Amerikaner waren augenscheinlich überfordert. Sie hatten nun nicht nur die Versorgung ihrer eigenen Armee zu sichern, sondern zusätzlich tausende von Kriegsgefangenen zu ernähren.

mich erblickt hatte. Ich kam dann nach Gosseldingen zu einer patriotischen Familie. Als die großen Ferien begannen, kamen die Kinder jedoch nach Hause und ich musste wieder umziehen. Dieses Mal ging es nach Mersch, wo ich dann bis zur Befreiung bleiben konnte. Als die Amerikaner einrückten, konnte ich wieder in mein Elternhaus zurückkehren. Ich war froh, dass dieses Leben wie ein Tagedieb ein Ende hatte!

### **Wie es Emile EYSCHEN und Lucien THILL weiter erging**

Emile Eyschen und Lucien Thill erhielten am 16. August 1943 Urlaub. Beide kamen überein, nicht mehr nach Russland zurückzukehren. Emile versuchte sein Glück und wollte sich durch Frankreich bis nach England durchschlagen. Während 7 Wochen lebte er unter schwierigen Bedingungen und kam bis nach Clermont-Ferrand. Hier wurde er von der Gestapo verhaftet und in Luxemburg vor das Kriegsgericht gestellt<sup>43</sup>. Er wurde zu 15 Jahren Zuchthaus verurteilt. Er kam nach Wittlich<sup>44</sup> ins Gefängnis und von dort in das Zuchthaus Butzbach. Anschließend wurde er in die Festung Torgau überführt, wo er später befreit wurde.

Lucien Thill versteckte sich in Luxemburg.

### **Auch Jos SCHULER aus Hinkel beging Fahnenflucht**

Jos Schuler von Hinkel war froh, als Josy Scholer von Düdelingen im Dezember 1943 aus dem Urlaub an die Front zurückkehrte. Jos hatte einen Urlaubschein in Aussicht gestellt bekommen. Wenn aber Josy nicht zurückgekehrt wäre, hätte Jos nicht fahren dürfen. So sagte Jos mit Recht nach dem Krieg: „Das Opfer von Josy bedeutete mein Überleben!“ Jos Schuler war der letzte Luxemburger seiner Gruppe, der in Urlaub fahren durfte. Er konnte nicht begreifen, dass er Luxemburg wiedersehen würde. Nachdem er zwei Tage im Elternhaus verbracht hatte, erkrankte er. Er musste das Lazarett in Luxemburg aufsuchen. Jos erzählt nachstehend selbst, was er dann weiter erlebte:

Als ich wieder gesund war und nach Russland zurückfahren sollte, nahm ich den Zug..., aber in gegengesetzter Richtung. Ich setzte mich in den belgischen Maquis ab. 9 lange Monate trieben wir uns in den belgischen Wäldern herum. Aber auch hier wurde ich wieder krank und musste mich einer kleinen Operation unterziehen. Es war jedoch schwierig, um sich aus dem Wald in eine Stadt zu einem Arzt zu begeben. Aber es musste sein! Unter der großen Gefahr, den Deutschen in die Hände zu fallen, brachte man

43. Siehe hierzu Kapitel VII, S. 292.

44. Siehe hierzu: *Livre d'Or de la Résistance*, S. 234.

mich nach Athus zu einem Arzt. Diesem gelang es, mich zu heilen. Alles klappte und ich konnte wieder im Maquis untertauchen. Schließlich kam der Tag, an dem die Amerikaner Luxemburg befreiten. Als ich am Tag der Befreiung nach Petingen kam, erfuhr ich durch Resistenzler, dass mein Bruder am 6. Januar 1944 am Schwarzen Meer in Russland gefallen war. Er starb an dem Tag, an dem ich in Verbindung mit der belgischen Untergrundbewegung trat.

### **Nicki BAUSTERT von Wahlhausen tauchte in Holzthum unter**

Nicki Baustert, der am 4. September 1943 zum zweiten Mal am Wolchow durch einen Granatsplitter verwundet wurde, erhielt nach seiner Genesung Urlaub. Er beschreibt uns, wie sein bitteres Abenteuer „Zweiter Weltkrieg“ zu Ende ging:

Als mein erster Urlaub im Herbst 1943 endete, ging ich schweren Herzens zurück nach Russland an die Front. Ich hatte aber keine Ahnung, dass unsere Abteilung inzwischen verlegt worden war und große Verluste erlitten hatte. Ich dachte, mich wieder dahin zurückzubegeben, von wo ich abgefahren war. Dort angekommen, teilte man mir mit, meine Truppe wäre in den Mittelabschnitt in den Raum von Newel verlegt worden war. Ich kam nach vielem Hin und Her mit 8 Tagen Verspätung bei meiner Einheit an. Spieß Freuling, der bekannte Sadist, brüllte mich tierisch an. Zur Strafe kommandierte er mich zum Bunkerbau ab. Nachts gab es einmal Alarm. Es hieß, der Iwan wäre mit drei Panzern auf der Rollbahn durchgebrochen. Es war am 14. Dezember 1943 morgens um 4.00 Uhr, als wir zum Gegenangriff antraten. Sie hatten mir eine Panzerfaust in die Hände gedrückt, weil ich vor einiger Zeit an einem Panzerabwehrlehrgang teilgenommen hatte. Ich hatte jedoch bis dahin keine Panzerfaust abgeschossen. Wir wurden bei dem Angriff von einer Flak unterstützt. Zu meinem Glück hatte der Angriff noch keine 10 Minuten gedauert, da erwischte eine Kugel mich an der linken Hand. Das Blut floss aus dem Handschuh. Auf dem Verbandsplatz nahm man mich meiner an. Dann musste ich als Begleiter mit verbundener Hand hinter einem Wagen marschieren, der mit Schwerverwundeten beladen war. Als wir über einen zugefrorenen Wasserlauf übersetzen wollten, brach der Wagen in das Eis ein und wir mussten die Verwundeten aus dem Wasser bergen. Es gelang uns, den Wagen nach erheblichen Anstrengungen aus dem Wasser zu ziehen. Unterwegs wurden wir dann noch mit Artilleriefeuer belegt. In Riga operierte ein lettischer Arzt am Weihnachtstag meine Hand. Er legte einen meiner Finger in einen Streckverband. 3 Wochen später wurde ich nach König im Odenwald bei Darmstadt abkommandiert. Der verwundete Finger blieb steif. Ich musste einige Wochen in eine Munitionsfabrik arbeiten. Anlässlich einer Kontrolle sagte der Chefarzt: „Der Finger muss ab!“ Ich

wollte aber nicht, da ich mir bewusst war, dass ich dann wieder an die Front müsste. Da schrie der Unmensch: „Sie Schweinehund wollen sich vor der Front drücken, der Finger wird amputiert und damit basta!“

In Aschaffenburg schnitten sie mir den Finger ab. Ich bekam Urlaub und wurde danach in eine Ersatzkompanie nach Frankfurt/Oder versetzt. Weil mein Finger noch nicht geheilt war, erhielt ich noch Genesungsurlaub. Ich tauchte am 20. Mai 1944 bei der Familie Schmitz in Holzthum unter. Mit vier weiteren luxemburgischen Deserteuren erlebte ich dort am 10. September 1944 die Befreiung!

### **Mit geklautem Auto nach Hause. Die Geschichte von Charles SCHMIT aus Esch/Alzette**

Charles Schmit wurde am 19. Januar 1944 am Asnosee verwundet. Er erzählt, wie sein Weg ihn glücklich in die Heimat zurückführte:

Man brachte mich in das Lazarett nach Kowno in Litauen. Von dort wurde ich in den Thüringerwald, in das Lazarett Friederich-Roda verlegt, wo ich operiert wurde. Ich hatte einen Durchschuss in der linken Hand und einen Granatsplitter im rechten Knie. Nach einiger Zeit kam ich nach Luxemburg, um mich dort im Konvikt bis zum 6. Juni 1944 in ambulante Behandlung zu begeben. Ich wurde anschließend zu unserem Ersatztruppenteil nach Fürstenwalde bei Berlin geschickt. Einstweilen war es dort noch gemütlich und wir hatten viel Ausgang. Willy Protokowitz, unser vorheriger Feldküchenfahrer, war auch wegen einer Verwundung zurück nach Fürstenwalde gekommen. Eines Tages im August sagte er zu mir: „Du, Freund Carlo, ich habe eben den Engländer gehört, für Dich steht die Tür jetzt noch ein klein wenig auf, wenn Du klug bist, dann hau ab, solange es noch Zeit ist!“ Ich überlegte mir diese Angelegenheit recht gut, dachte dann, ich müsste es riskieren. Ich hatte meinen Koffer mit meinen privaten Kleidern bei mir. Da ich im Hamstern nicht schlecht war, hatte ich einen ansehnlichen Vorrat an Würsten und Zigaretten, was mehr wert war als bare Münze. Für eine Wurst und 100 Zigaretten konnte ich mir eine Fahrkarte von Berlin bis nach Trier besorgen. Alles verlief gut. In Trier traf ich noch drei Luxemburger, die auch nach Hause wollten. Während eines Fliegeralarms klauten wir ein Auto. Wir fuhren Richtung Luxemburg und kamen unbehelligt in Steinbrücken (Pontpierre) an. Da verließen meine Kameraden mich und machten sich zu Fuß auf den Weg nach Schifflingen. Ich selbst fuhr bis zum Gaswerk in Esch/Alzette. Dort ließ ich den Wagen stehen. Zu Fuß ging ich bis nach Hause. Ich versteckte mich noch während 10 Tagen, bis die Amerikaner einrückten, bei meinen späteren Schwiegereltern namens Leclerc. Nun war der Krieg endlich vorbei! Ich war heilfroh, dass alles für mich ein so gutes Ende gefunden hatte.

### **Die Kriegserlebnisse von Georges FLAMMANG ab August 1944**

Am 18. August 1944 erhielten wir im Kurlandkessel den Befehl, mit den Resten der 2. und 3. Schwadronen einen Wald zu durchkämmen, weil der Russe uns hier in den Rücken fallen wollte. Wir wurden eingekesselt und schlugen uns zu einer anderen Aufklärungsabteilung durch, die jedoch ihrerseits auch von russischen T 34 Panzern eingekesselt war. Beim Gegenangriff wurde ich durch einen Stecksplitter in der linken Lunge schwer verwundet. Unter heftigem Beschuss schleppte ich mich noch 600 Meter weit. Vor dem Verbandsplatz brach ich zusammen. Eine halbe Stunde später kam ich in einem Keller zu mir. Ohne es wahrzunehmen, hatte ich bereits Spritzen gegen Starrkrampf und Wundfieber erhalten. Ein Oberwachmeister unserer Abteilung, der auch verwundet war, sorgte dafür, dass ich sofort zum Hauptverbandsplatz gebracht wurde. Es war nicht sicher, ob wir beide erschaffen würden. Wir waren in der Tat noch immer schwerem Beschuss ausgesetzt. Wir erreichten aber ohne Zwischenfall den Hauptverbandsplatz, der in einem Wald lag. Es war Mitternacht, als ich in das Operationszelt getragen wurde. Kommentar des Arztes: „Operation ausgeschlossen, luftdichter Verband!“ Man hing mir den bekannten Zettel um: „Ab nach Deutschland!“ Neben mir starb ein Verwundeter, derweilen der Geschützdonner immer näher kam. Ich hatte Angst und fragte mich, ob ich nun in letzter Minute dem Russen noch in die Hände fallen würde und das dann auch noch als Schwerverwundeter. Bekanntlich machte der Russe mit solchen Soldaten kurzen Prozess! Gegen 4 Uhr morgens krepitierten die ersten Granaten um uns herum. Es ertönte der Ruf: „Die Schwerverwundeten in die Sankas einladen und schnell abhauen, die Leichtverwundeten müssen versuchen, sich selbst durchzuschlagen!“

Das Glück blieb auf meiner Seite. Wir kamen durch, obwohl wir unterwegs von russischen Panzern unter direkten Beschuss genommen wurden. Viele kamen nicht mehr lebend davon.

Mit einem Güterzug ging es weiter. Unter uns lag ein kleiner lettischer Junge von 11 Jahren. Er hatte einen Granatsplitter im Bauch stecken. Das arme Kerlchen bettelte immer nach Wasser. Uns, die wir der Hölle des Kurlandkessels entronnen waren, liefen die Tränen die Backen herunter, weil wir dem unschuldigen Kind zuhören, aber ihm nicht helfen konnten. Obwohl einer von uns Verwundeten davon abriet, gab ein Soldat ihm Wasser zu trinken und sagte: „Das arme Kerlchen hat sowieso bald ausgelitten!“ Nachdem das Kind das Wasser getrunken hatte, legte es den Kopf auf die Seite. Ein Zittern durchzuckte seinen Körper und es war tot. In Riga wurde es mit uns ausgeladen und dort begraben. Wir kamen in das Universitätslazarett, wo Tag und Nacht tausend Verwundete abgefertigt

wurden und das von nur zwei Ärzten! Nur in den dringenden Fällen wurde operiert. Zuerst sollten wir mit Flugzeugen aus dem Kessel geflogen werden. Weil diese jedoch alle abgeschossen wurden, sah man sich gezwungen, von dieser Möglichkeit abzusehen. Nach 4 Tagen kamen wir trotzdem zu 2.000 Schwer- und 1.000 Leichtverwundete mit dem Lazarettsschiff „Berlin“ von Riga aus dem Kurlandkessel heraus. Das Schiff wurde übrigens einige Monate später von den Russen versenkt. Am 27. August 1944 wurden wir in Swinemünde ausgeladen. Dann ging es mit dem Lazarettzug weiter nach Bad-Oynhausen, wo wir in Wittekindshof eingeliefert wurden. Es stand 8 Tage lang nicht gut für mich, bis man mir den Eiter aus der Lunge gezogen hatte. Daraufhin trat eine Besserung ein. Ich war auf der gewonnenen Seite! Inzwischen war Luxemburg von den Amerikanern befreit worden. Damit war die Hoffnung, bald nach Hause zu kommen, zunichte. Es war mir dann auch alles egal und ich spielte den Deutschen mehr als einen Streich. Sollte einmal etwas schief laufen, konnte ja nun meiner Familie zu Hause nichts mehr zustoßen. Hier ein Streich von vielen! Wir hatten eine Wehrmacht-Rotkreuz-Schwester, die sich überhaupt nicht um uns kümmerte. Sie entleerte aus Vermessenheit unsere Urinflaschen abends nicht. Wir lagen zu drei Lungenverwundete in einem Zimmer. Wir konnten und durften nicht aufstehen. Die Schwester wurde noch einmal freundlich von uns aufgefordert, unsere Flaschen zu entleeren. Doch diese scherte sich den Teufel drum. Indem sie unser Zimmer verließ, tippte sie sich gar noch an den Kopf! Für den anderen Tag hatte ich bereits einen Plan ausgeheckt. Ich teilte meinen Bettgenossen mit: „Das werden wir ihr heimzahlen!“ Ich nahm den bei meinem Bett hängenden Adolf von der Wand und stellte ihn vor die drei Flaschen auf den Boden. Meine beiden Bettnachbarn hatten Angst und sagten: „Wir werden mit dir erschossen!“ Ich gab zur Antwort: „Keine Angst, ich nehme alles auf mich!“ Morgens ging dann das Theater los, als unsere Schwester das Zimmer betrat und ihren Führer neben den Pissflaschen sah. Sie rannte fort und kam mit der Schwester, die für das ganze Stockwerk zuständig war, zurück. Diese alarmierte ihrerseits die Ärzte. Zum Schluss kam dann auch noch der Chefarzt. Zornig fragte er mich: „Sie sind Luxemburger, was haben Sie zu Ihrer Verteidigung zu sagen. Sind Sie sich bewusst, dass Sie dafür vor das Kriegsgesicht kommen?“ Ich sagte ihm, wir hätten die Schwester bereits verschiedene Male aufgefordert, unsere Flaschen abends zu entleeren. Meine deutschen Kameraden könnten das bezeugen. Ich hätte folglich überlegt, wie man ihr das besser verständlich machen könnte. Deshalb wäre mir eingefallen, „dass wenn die Schwester schon nichts von uns armen Frontschweinen wissen will, sie dann wenigstens ihre Pflicht gegenüber

dem Führer erfüllen soll!“ Das saß, und wie! Keiner sagte ein Wort! Am nächsten Tag erhielten wir eine andere Rotkreuzschwester. Der Unterassistentenarzt kam eine Stunde später zu mir. Er nahm mich beim Ohr und sagte: „Du hast mal wieder Schwein gehabt, die Herren sind überzeugt, dass du Dir einen schlechten Witz erlaubt hast. Ich gebe Dir jedoch einen guten Rat, dich in Zukunft in Acht zu nehmen!“ Dieser Arzt war ein guter Mensch. Er war noch nicht lange eingezogen und hatte seit 13 Jahren eine Praxis in Weimar. Auch er wollte nichts von den Nazis wissen und unterhielt sich viel mit mir. Wie dem auch sei, ich war ein Risiko eingegangen und hatte viel Glück dabei gehabt. Mitte Oktober wurde ich frühzeitig entlassen. Ich wurde für 4 Wochen in ein Genesungsheim in Hidessen bei Detmold überwiesen. Dann gestand man mir 14 Tagen Urlaub zu, den ich in Bad Oynhausen verbrachte. Anfangs Dezember 1944 musste ich nach Fürstenwalde bei Berlin zum Ersatztruppenteil. Hier traf ich Nicki Breser, der später vermisst wurde. Weil ich vom Arzt a.v.<sup>45</sup> geschrieben wurde, kam ich nicht mehr an die Front. Nach 4 Tagen schickte man mich nach Berlin-Schmökowitz zu einem Polenbewachungskommando. Wir fuhren täglich zu zweit, ein Bayer und ich, mit 22 Polen nach Fangschleuse in einen Wald, zum Holzhausen. Der zurückzulegende Weg war umständlich: von Schmökowitz bis Köpenick mit der Trambahn, mit der S-Bahn weiter nach Erkner, dann mit der Dampfbahn nach Fangschleuse und schließlich noch eine halbe Stunde zu Fuß bis an unser Ziel. Die Fliegerangriffe bewirkten, dass wir bis zu 5 Stunden für diese Strecke brauchten. Eines Abends blies ein Parteigenosse in Gelb sich in der Trambahn auf und fauchte, es wäre unerhört, dass er stehen müsste, derweilen „das Polenpack“ die Sitzplätze belegen würde. Ich antwortete ihm: „Diese Polen arbeiten ja für Sie, also haben sie auch ein Anrecht auf einen Sitzplatz!“ Da fing der Dummkopf an: „Was erlauben Sie sich, wissen Sie nicht wer ich bin!“ Er prahlte alsdann mit irgendeinem Titel. Mein Freund der Franzel, schaute mich an und sagte: „Schorchel, mach die Tür auf“. Er zog an der Schelle und sagte zum Schaffner, „Anhalten, der Herr will aussteigen!“ Beim Verlassen der Bahn schrie der Esel in Gelb: „Das wird sie noch teuer zu stehen kommen!“ Wir lachten und hatten unseren Spaß dabei. Erstaunlicherweise hatte diese Posse kein Nachspiel. Auf diese Weise spielten wir noch so manchen Streich. Im Wald wurde übrigens viel Holz sabotiert. Im März 1945 wurde ich nach Zempow bei Wittstock<sup>46</sup> versetzt. So kam ich der Front wieder ein gutes Stück näher, was mich beunruhigte. Es war aber gut so, denn später kam keine Maus mehr aus Berlin heraus. In Zempow fand ich verschiedene polnische Freunde auf diesem Kommando wieder. Ich konnte ihnen über das Schlimmste hinweg helfen, weil wir privat gut mit Lebensmitteln versorgt wurden. Im Wald

45. a.v. = „arbeitsverwendungsfähig“, also nicht kriegstauglich (In der Landsersprache ironisch: „ausgezeichnete Verbindung“) (lexikon-der-wehrmacht.de, Landsersprache).

46. Wittstock: Kleinstadt im Nordwesten von Brandenburg (Wikipedia).

hatte ich täglich auf den Papieren einen Mann krank gemeldet. So konnte ich jeden Tag einen anderen, jedes Mal für eine Stunde, zu einer anderen Gruppe setzen. Die Männer mussten nämlich zwei Raummeter Holz/Kopf am Tag schlagen und die Verpflegung war nicht die Beste. So konnten wir innerhalb von 6 Wochen 40 Raummeter Holz sabotieren. Am Gründonnerstag wollten die Polen nicht arbeiten, weil in Polen Feiertag war. Ich machte dem Unteroffizier Senf den Vorschlag, er sollte den Polen dann wenigstens einen halben Tag frei geben. Aber er antwortete mir ganz zynisch: „Schau, schau, der Herr von Luxemburg wirbt um seine Polen, wie christlich!“

Ich ging mit meinen Polen in den Wald. Wie oft, teilte ich ganz christlich mit den Deutschen auf einem Feld eine Kartoffelmiete. Im Wald ließ ich Eichen fällen. Diese galten als Nutzholz und es war streng verboten, sie zu fällen. So kamen wir gut voran! Um 12.00 Uhr waren wir fertig, brieten unsere Kartoffeln im Feuer und legten uns anschließend aufs Ohr. Der Schnüffler Senf musste etwas gerochen haben, denn plötzlich tauchte er auf. Es wurde bunt! Er stieß hervor: „Schau, schau, der Luxemburger ruht auf Wehrmachtskosten mit seinen Polen aus und sabotiert den Holzschlag. Ich werde dem Herrn Hauptmann ein Foto nach Berlin senden, auf welchem der Luxemburger mit seinen Polen auf der faulen Haut liegt!“ Ich antwortete ihm, man könnte ja auch dem Herrn Hauptmann ein Foto nach Berlin senden, auf dem Unteroffizier Senf auf einem Fahrrad zu sehen wäre, wie er in die Dörfer um Zempow mit Wehrmachtsgut, wie z.B. für die Polen bestimmte Wäsche und Schuhe, hamstern fahren würde. Da schäumte Senf vor Wut, griff zur Pistole und brüllte: „Das werden Sie mir beweisen!“ Ich kannte manche ihm wenig zugetane Zivilisten im Dorf die, sollte es zum Schlimmsten kommen, bereit waren, gegen ihn auszusagen. Außerdem war kein Mädchen im Dorf vor ihm sicher. Ich sagte zu ihm: „Stecken Sie das Ding lieber weg, sie können ja doch nicht schießen!“ Ich lachte ihn aus und sagte auf Luxemburgisch: „Leck mech am A..., du knaschtege Preiss!“ Die Polen waren mittlerweile herbeigekommen und standen im Kreis um uns. Sie hatten Knüppeln, Äxte und Brechstangen in der Hand. Als der Unteroffizier das sah, wurde er bleich im Gesicht. Meine Polen waren zu allem entschlossen. Ich aber sagte zum Dolmetscher: „Lasst das Schwein laufen und macht Euch die Hände an ihm nicht dreckig!“ Als dann Senf abhaute, mussten wir herzlich lachen. Später sagte der Dolmetscher zu mir: „Wenn Unteroffizier schießen, dann alles Polen schlagen kaputt Unteroffizier!“ Ich war aufs Schlimmste gefasst. Senf sagte jedoch abends zu mir, wenn ich nichts verraten würde, würde auch er seinen Mund halten. Am nächsten Tag täuschte er einen Diebstahl vor und rief: „Man hat mich bestohlen,

mein Koffer mit Wehrmachtsgut ist weg!“ Er ließ den Landjäger kommen und verdächtigte mal die Polen mal die Zivilisten aus dem Dorf. Doch die Leute aus dem Dorf erzählten dem Landjäger, wessen Leute Kind der Senf war. Einige Tage später kam der Hauptmann mit einem Oberst, um sowohl die Unterkunft als auch das Essen der Polen zu prüfen. Eine solche Kontrolle hatte vorher nie stattgefunden. Die Deutschen hatten wohl Angst, weil der Russe immer näher kam! Als der Hauptmann den Unteroffizier Senf beauftragte, dem Oberst die Unterkunft der Polen zu zeigen, fragte er mich: „Was wird hier gespielt und was ist mit dem Landjäger?“ Ich berichtete dem Hauptmann, was sich zugetragen hatte. Ich erzählte ihm auch, dass die Polen und ich uns im Wald nach verrichteter Arbeit etwas ausgeruht hätten. Ich hielt mich nicht an die ganze Wahrheit, denn wir hatten immerhin binnen 6 Wochen 40 Raummeter Holz sabotiert!

Wie dem auch war, der Hauptmann schenkte mir Glauben. Er hatte zuvor noch den Obergefreiten angehört, der glücklicherweise auf meiner Seite stand. Er teilte Senf mit, dieser sollte sich am nächsten Tag in Berlin melden. Die Ereignisse überstürzten sich dann, denn der Russe warf alles mit seinem schnellen Vormarsch über den Haufen. So gab ich noch abends mit den Polen Fersengeld. Unteroffizier Senf setzte sich noch in der Nacht von uns ab und wir sahen ihn nicht mehr wieder. In der zweiten Nacht sagte ich zu den Polen, sie könnten bleiben und auf die Russen warten oder mit mir zurückgehen. Sie entschieden sich, zu bleiben. Der Obergefreite und ich verabschiedeten uns von ihnen und zogen Leine. Wir flüchteten noch zwei Tage und zwei Nächte vor dem Iwan. Wir gerieten am 3. Mai 1945 zwischen Neustadt und Parchim<sup>47</sup> in amerikanische Kriegsgefangenschaft. Am 19. Mai wurden wir den Engländern in der Lübeckerbucht übergeben. Dort hatten die Deutschen innerhalb des Lagers noch das Sagen. Hier war der Hunger groß, denn man gab uns gar nichts zum Essen. 600 Luxemburger Zwangsrekrutierte kamen am 31. Juli 1945 aus der Gefangenschaft aus der Lübeckerbucht.

### Wie Jacques VERMEIREN die Kriegsgefangenschaft in Tambow erlebte

Als ich im November 1944 in Posen, Stadt gelegen in Polen, war, hatte man mich g.v.h.<sup>48</sup> geschrieben. Ich wurde von drei Soldatenklauen (Feldgendarmen) gekapert und kam als k.v.<sup>49</sup> wieder in den Fronteinsatz. Im Januar 1945 geriet ich in Allenstein in Ostpreußen in Gefangenschaft. Die Russen transportierten uns nach Litauen in ein Lager, das von

### Anhang: Briefe<sup>50</sup>, im Dreck geschrieben

#### Auszüge aus drei Briefen von Gérard MERTENS

Gérard Mertens, der am 27. Dezember 1943 bei Newel fiel, hatte die Schlacht am Newabogen erlebt. Er schrieb am 17. August 1943:

Meine Lieben!

Euren Brief von 2. August habe ich gestern erhalten, nebst einigen 100 g Päckchen. Hier geht es uns allen gut... Habe gestern drei Pakete von einem kg von unserem Misch erhalten, ich kann mich jetzt satt essen. Pierre ist noch immer bei mir. Wie ich schon geschrieben habe, liegen wir jetzt in einem Dorf in Ruhe. Wir müssen aber jeden Tag einsatzbereit sein. Doch werden wir hoffentlich nicht mehr so ins Feuer kommen wie am 22. Juli, denn das war das Schlimmste, was ich je in meinem Abschnitt erlebt habe. Man vergisst diese 16 Tage, in denen man nur um sein Leben kämpfte, nie. Man denkt noch hie und da an die Kameraden, die neben einem fielen. Wie durch ein Wunder ist kein Luxemburger gefallen, doch einige sind schwer verwundet. ...Wenn ich ein Stückchen Rasierseife hätte... Habe fast alles am 22. Juli verloren. Nur mein nacktes Leben konnte ich retten. Sonst weiß ich keine Neuigkeiten. Meine herzlichsten Grüße und alles Gute!

gez.: Gérard

Ein zweiter Brief von Gérard, geschrieben bei Newel:

Im Felde, den 18. November 1943

Meine Lieben!

Habe Euren Brief mit viel Freude erhalten und so will ich Euch ein paar Worte schreiben. Habe gestern auch zwei 100 g Päckchen mit Zuckerbohnen erhalten. Bin jetzt wieder bei der alten Schwadron, aber nicht alleine. Wäre lieber bei dem Jagdkommando geblieben, da war es viel besser und es gab auch bessere Führer. Aber man kann ja nichts ändern. Wir hoffen doch alle, dass es gleich ein Ende finden wird. ...Wir liegen jetzt etwa 7 km von der vordersten Stellung und hoffen, dass es nicht hier los geht. Wann ich noch mal Urlaub bekomme, weiß ich nicht. Dieses Jahr glaube ich nicht mehr. Sonst geht noch alles gut. Ich denke, Ihr und auch ich meinerseits haben nicht alle Briefe erhalten.... Es gehen viele verloren...

gez.: Gérard

einem Polen geleitet wurde. Ich kann mich nicht mehr erinnern, wie es hieß. Wir verbrachten jedoch dort eine schwierige Zeit. Wir versuchten, so schnell wie möglich dort herauszukommen. Im Lager hatten wir uns zu vier Luxemburger zusammengefunden. Wir sagten zum Lagerführer, wir wären keine Deutschen. Doch dieser schenkte uns keinen Glauben. Es gelang unserem Freund Charel Hellebrand, Kontakt mit einem russischen Offizier aufzunehmen. Zufällig war jener zuvor in Frankreich gewesen, in der Gegend von Metz. Somit wusste er sehr gut über Luxemburg Bescheid. Er prüfte Charel dann auch, indem er ihn fragte, wer bei uns regieren würde, über was für eine Industrie wir verfügen würden, ...usw. Nachdem er sich überzeugt hatte, dass wir ihm die Wahrheit gesagt hatten, gab er den Befehl, uns aus dem Lager zu entlassen. Nachdem wir Marschverpflegung erhalten hatten, ging es auf Transport. Ein russischer Soldat begleitete uns. Er war gut zu uns und sorgte dafür, dass wir nicht unterwegs von Zivilisten im Zug belästigt wurden. Nach einer Reise von einer Woche kamen wir im Lager von Tambow an. Dort hielten sich schon seit längerer Zeit Luxemburger Zwangsrekrutierte auf. Chef der Luxemburger war Metty Scholer, der sich um alles kümmerte. Er teilte uns so gut wie möglich ein und wies uns den einzelnen Kommandos zu. Er tat immer sein Bestes. Es bestanden z.B. Holzkommandos, derweilen andere Kameraden in einer Mühle beschäftigt waren. Ich gehörte einem Kommando von sechs Mann an. Wir hatten den Auftrag, den Proviant für das Lager wie auch für ein Lager der Roten Armee von Tambow herbeizuschaffen. Auch in den Küchen waren Luxemburger beschäftigt, ebenso wie in der Garage. Es gab dort noch mancherlei Beschäftigungen, die eine halt nicht so anstrengend wie die andere. Wir hatten auch eine Lagerpolizei, in der auch Charel Hellebrand amtierte. Trotz unserer Vorzugsposten in den einzelnen Kommandos war der Hunger groß. Viele Krankheiten kamen auf, weil die nötigen Medikamente fehlten. Zahlreiche Kameraden starben an Erschöpfung. Weil ich erkrankte, trat ich 14 Tage vor dem großen Transport mit ungefähr 20 Kameraden die Heimreise an. In Radom wurden wir von einer Luxemburger Delegation in Empfang genommen. In Erinnerung blieben mir die Herren Dr. Cerf, Batty Decker von Esch und Jos Langers von Schiffingen. In Radom wurden wir entlastet und vom Arzt gepflegt. Wir sollte mit einem französischen „Train de Croix Rouge“ nach Hause fahren, doch dieser war überfüllt. Unsere Delegation besorgte daraufhin LKWs und damit ging es dann über die Tschechoslowakei nach Luxemburg. Dort angekommen, wurden wir von der Großherzogin im Palast und danach auf Howald empfangen. Mit Privatautos wurde dann jeder von uns in sein Heimatdorf gefahren. Man schrieb bereits November 1945. Ich hatte vom 18. Oktober 1942 an einen weiten Weg zurückgelegt. Es blieben keine schönen Erinnerungen!

50. Diese Briefe sind alle in deutscher Sprache verfasst.

47. Parchim liegt in Mecklenburg-Vorpommern, 40 km südöstlich der Landeshauptstadt Schwerin (Wikipedia).

48. g.v.h. = garnisonsverwendungsfähig Heimat (im Gegensatz zu g.v.f. = garnisonsverwendungsfähig Feld) (lexikon-der-wehrmacht.de).

49. k.v. = kriegsverwendungsfähig (*ibidem*).

## Kapitel XVII

Dritter und letzter Brief von Gérard, 5 Tage ehe er fiel. Sein Tod war umso tragischer, als an diesem Augenblick ein Melder unterwegs war, um ihn zurückzubehalten damit er in den Urlaub fahren könnte:

Im Felde, den 22. Dezember 1943

Meine Lieben!

In aller Eile ein paar Worte. Ihr denkt sicher, ich würde überhaupt nicht mehr an Euch denken, doch die Zustände erlauben mir es nicht. Seit dem 1. Dezember liegen wir in vollem Kampf. Wir sind jetzt nur noch mit sechs Mann von unserer Schwadron, darunter zwei Luxemburger. Alle anderen sind gefallen oder verwundet. Bin seit dem 22. November nicht mehr gewaschen oder rasiert! Stellt Euch vor, wie wir aussehen, kein Schlaf, im Stehen kippt man um, keine Decke zum Zudecken. Was für Weihnachten werden wir haben? Nur eines würde ich mir wünschen: eine Nacht in einem Bett zu schlafen. Habe ein Päckchen von Euch erhalten, die Post kommt schlecht an. Doch das ist das Wenigste, mit Ungeduld warten wir auf Ablösung. Es wird Zeit, denn wir sind am Ende! Sonst alles gut und hoffe das Beste. Also meine herzlichsten Grüße und alles Gute!

Frohe Weihnachten und ein glückliches Neujahr!

gez.: Gérard

### Auszüge aus den zwei letzten Briefen von Metty STEPHANY

Briefe, wie so viele Luxemburger Zwangsrekrutierte an ihre Lieben zu Hause sandten, Briefe voller Sehnsucht, Angst und Sorgen und manchmal mit bösen Vorahnungen.

Metty ist offiziell weder als vermisst noch als tot erklärt worden.

Lettland, den 18. Juli 1944

Liebe Eltern und Brüder!

Hart war die Zeit, die verflossen ist, seitdem ich Euch zum letzten Mal geschrieben habe. Aber mit Gottes Hilfe bin ich mal wieder, außer einem kleinen Splitter im rechten Oberschenkel, heil davon gekommen... Dieser Splitter hat für das Lazarett nicht gereicht und so muss ich im Kampf verbleiben. Was die kommenden Tage und Wochen uns bringen werden, wird wohl nicht gelinder werden, nein im Gegenteil, es geht ums Ganze, um Leben und Tod, um Sein oder Nichtsein. Mit fester Zuversicht muss ich diesem kommenden äußerst harten Kampf entgegen sehen. Sollte das Schicksal mich dennoch

treffen, so hat Gott es gewollt. Ihr müsst Euch damit abfinden. So mancher Kamerad hat uns für immer verlassen. Jupp Kongs hat den Weg ins Lager angetreten, entweder mit Nervenzusammenbruch oder Gehirnerschütterung. Ebenfalls Kreins, der Splitter in beiden Beinen hat. Dessen Zustand ist aber nicht gefährlich. So bin ich nun mit Breser Nic allein, außer den anderen vier Luxemburgern aus unserer Abteilung, von denen zwei verwundet ins Lazarett kamen. Mit diesem Thema will ich nun abbrechen, da es doch sinnlos ist, davon zu schreiben... (Da Metty Stephany bei den Granatwerfern war, hatte er während des großen Rückzuges nicht viel Kontakt mit den anderen vier von ihm erwähnten Landsleuten, nämlich: Cloos René, Flammang Georges, Ney Henry und Senninger Théo). Hier ist noch immer prächtiges Sommerwetter tagsüber, was ja sehr günstig ist, da ja Mutter Natur schon seit 10 Tagen unsere Unterkunftsstätte ist. Fast jeden zweiten Tag haben wir ein Gewitter. Zu der Sommerhitze, die am Tag herrscht, kommt noch der quälende Durst dazu, denn mit meiner  $\frac{3}{4}$  Liter Flasche voll Kaffee, die 24 Stunden reichen soll, komme ich nicht aus. Schon manches Sumpfwasser und mancher Froschteich musste uns im Staub und Pulverqualm die trocknen Kehlen wieder anfeuchten. Aber das sind alles Sorgen, die ich gerne ertrage, wenn ich bloß wüsste, ob ich wieder heil heraus käme!...

Lebt wohl! Auf Wiedersehn! gez.: Mathias

Der letzte Brief von Metty an seine Eltern datiert auf den 28. Juni 1944:

Nun sind bereits wiederum 10 Tage vergangen, ohne dass ich Euch hätte ein kleines Lebenszeichen von mir geben können. Es ist schlimm, aber ich kann es nicht ändern... Ihr habt schon so oft in diesen fast zwei Jahren auf eine Nachricht von mir warten müssen..., aber immer wieder wurde Euch dieser schwere Stein vom Herzen gehoben, immer war eine schützende Hand über mir, die es mir ermöglichte Euch mit Freuden schreiben zu können, dass ich noch am Leben bin. Und so auch diesmal und ich kann nur beste Gesundheit meinerseits berichten, was ich natürlich auch von Euch hoffen will. Der Rest dürfte für Euch ohne Belang sein, denn Ihr habt doch wenig Ahnung davon und könnt Euch im Höchstenfall nur letzten Endes Gedanken darüber machen.

Es freut mich, dass Ihr endlich auch wieder Nachricht von Bruder Josy habt und dass er noch immer in Kolberg ist. Ob er eingesessen oder was er getan hat, kommt sich gleich, Hauptsache von der Front weg. Wenn er Urlaub bekäme, würde ich mich noch mehr freuen...

Herzlichste Grüße gez.: Metty Stephany

## Der Leidensweg der Luxemburger Zwangsrekrutierte von Novgorod

Das waren die letzten Wörter von Metty an seine Eltern. Auf der Insel Ösel war er im September 1944 noch mit Théid Senninger zusammen. Im Januar 1945 sollte seine Kusine in Deutschland noch eine Karte von ihm bekommen. Seitdem fehlt jede Nachricht von Metty. Ein Schicksal von vielen!

Viele Eltern oder Geschwister bewahrten die letzten Briefe ihrer eingezogenen Söhne und Brüder besonders gut auf.

### Briefe von Nicki BRESER von Niederdonven, vermisst bei Stettin

Nachstehend ein Brief von Nicki Breser von Niederdonven. Er wurde anfangs August im Raum von Schaulen (Kurlandkessel) verwundet. Er gilt seit dem 31. Januar 1945 als vermisst. Anfangs Dezember 1944 war Georges Flammang ihm noch zu Fürstenwalde bei Berlin begegnet.

Lettland, den 1. August 1944

Liebe Schwester Agni!

Es ist schon sehr lange her, seitdem ich Dir geschrieben habe... Seit dem 8. Juli bis gestern waren wir dauernd im Einsatz und vollzogen große Absetzbewegungen! Wir lagen dauernd draußen im Graben und am Tag lagen wir oft unter schwerem Trommelfeuer des Russen. Über unsere Köpfe flogen die Granaten hinweg und schlugen neben uns ein. Viele unserer Kameraden sind ausgefallen und wir sind nun ein ganz kleiner Haufen geworden. Wir sind endlich an unserem Ziel angelangt und sollen uns jetzt nicht mehr absetzen. Wir wollen nämlich eine feste H.K.L. bilden. Ob wir die aber halten können, das weiß man nicht. Wir liegen kurz hinter der H.K.L. Wenn der Russe jetzt angreift, müssen wir sofort hin. ... Um 12.00 Uhr hat das Trommelfeuer des Russen begonnen. Es dauert jetzt schon eine halbe Stunde und man meint, die ganze Erde würde durchlöchern. Wir sind bereits daran gewöhnt! Kommt der Russe vorne nicht durch, dann haben wir Glück, andernfalls müssen wir wieder dran glauben. Es sieht verdammt schlecht hier oben aus und bald hat der Iwan uns im Kessel. Wir sind nur noch 30 km vom Meer. Nur noch das Wasser ist dann unsere letzte Rettung. Sonst geht es mir den Umständen nach gut, ich hoffe, dass es Dir auch gut geht!

Sei herzlich begrüßt von deinem Bruder Nicki

Am 22. August 1944 erhielt Nicki's Familie einen letzten Brief von ihm aus „Strösbuerg“<sup>51</sup>. Danach brach der Briefverkehr ab. Er kam anfangs September ins Lazarett nach Haidenheim<sup>52</sup>. Nach seiner Heilung kam er anfangs Dezember nach Fürstenwalde zum Ersatztruppenteil. Von da aus musste er am 22. Januar 1945 in den Fronteinsatz in die Gegend von Stettin.

Eine Rotkreuzschwester teilte der Familie Breser nach dem Krieg mit, dass sie noch mit Nicki brieflich verkehrt hätte und dass sie seinen letzten Brief am 31. Januar 1945 erhalten hätte. Sie hätte auch selbst nach ihm bei seinem Ersatztruppenteil gefragt, aber keine Antwort bekommen. In seinem letzten Brief an sie, hätte er ihr noch versichert: „Alles wird gut gehen und ich werde wiederkommen!“

Die Schwester schrieb weiter:

Ich kann es mitfühlen, wie es Sie anmuten muss, wenn man ohne Lebenszeichen ist. Ich habe Mut zu glauben und lebe in der Hoffnung, dass Nicki sich in der Gefangenschaft befindet. Man muss sich mit vielen anderen trösten, welche auch immer ohne Nachricht sind. Hoffentlich wird das Glück Ihnen hold sein und Ihnen Ihren lieben Sohn und Bruder wiederschenken. Das wäre das Schönste, was ich mir denken kann, wenn sich Nicki zu Ihnen zurück finden würde. Lassen Sie mich bitte wissen, wenn Sie etwas erfahren! Ich habe vor einigen Tagen an die Dienststelle für Vermisste und Gefallene, Berlin-Frohnau geschrieben, vielleicht bekomme ich von dort bald eine Antwort.

Sind Sie bitte nicht traurig, Nicki wird sicher wiederkommen, liebe Familie Breser!

Gesundheit und alles Gute wünscht von ganzem Herzen!

Gertrud Weiland

### Jängi ROTH aus Esch/Alzette: vermisst bei Thorn

Am 28. August schrieb Jängi Roth von Esch/Alzette noch zwei Briefe von Danzig aus an seine Eltern. Aus diesen Schreiben geht hervor, dass er in diesem Augenblick als av [arbeitsverwendungsfähig] in einer Kaserne lag. Außer Posten stehen und Nachtübungen, die sie als Genesende machen mussten, hatten sie ein ruhiges Leben. Er hatte an der Nawa ein Auge sowie das Gehör verloren, so dass man ihn unbedingt hätte vom Wehrdienst entbinden müssen. Doch die Deutschen wollten alle Beutedeutsche ausradieren. Wie wir alle

51. Hier ist sicherlich die Stadt Strasburg in der Uckermark, in Mecklenburg-Vorpommern gemeint.

52. Gemeint ist wohl hier Heidenheim an der Brenz, eine Stadt im Osten Baden-Württembergs an der Grenze zu Bayern (hier befand sich in der Tat ein Reservelazarett der Wehrmacht) oder Heidenheim, Stadt in Bayern. Eine Ortschaft Haidenheim gibt es laut „Müllers Grosses Deutsches Ortsbuch“ in Deutschland nicht. Es gibt eine solche hingegen in Österreich.

machte er sich viele Sorgen um die Familie zu Hause. Und wie konnte es schon anders sein, er hatte Heimweh nach den Seinigen und nach seinem Luxemburg.

Ein letztes Lebenszeichen von ihm teilte ein Fräulein Hildegard Binde nach dem Krieg seinen Eltern mit. Verschiedene von Deutschen geschriebene Briefe, die an die Eltern von vermissten Kameraden gerichtet sind, zeigen, dass auch sie, die irgendwie Bekanntschaft mit einem Luxemburger Zwangsrekrutierten hatten, um ihr Schicksal besorgt waren. Sie lieferten damit wertvolle Aufschlüsse über das Schicksal dieses oder jenes Vermissten. Wir freuen uns, dass es damals auch gute Menschen bei ihnen gab.

Dankmarshausen a.d. Werra. Thüringen am 10. April 1946

Sehr geehrte, liebe Frau Roth,

Seit wenigen Tagen haben wir die Erlaubnis, wieder ins Ausland zu schreiben. Da will ich gleich die Gelegenheit wahrnehmen und ein paar Zeilen an Sie richten. Ich hoffe zwar, dass Ihr Sohn Jean längst in seine geliebte Heimat zu Ihnen zurückgekehrt ist. Aber bei dem furchtbaren Durcheinander, was Anfang vorigen Jahres in Westpreußen einsetzte, wo sich Jean damals befand, muss man mit allem rechnen.

Bei seinem Aufenthalt in Berlin im Dezember 1944 bat er mich, einen Brief, den er noch an Sie schreiben wollte, an seine Eltern zu übermitteln, wenn ihm etwas zustoßen sollte. Zuletzt erhielt ich vom 18. Januar 1945 einen Brief aus Thorn, in welchem er mir mitteilte, er würde demnächst den Brief für Sie schicken. Er habe sich auch in Thorn fotografieren lassen, warte nur noch auf die Fertigstellung, damit er noch ein Bild beifügen könne. Die Kriegereignisse entwickelten sich dann aber schneller als Jean es vorausgesehen hatte. Wenige Tage später war Thorn ja schon in russischen Händen. Ich habe weder den Brief für Sie noch sonst ein Lebenszeichen von Ihrem Sohn erhalten. Vor einigen Monaten habe ich eine Suchanzeige für Vermisste in der russischen Zone für Jean eingeschickt, habe aber keinerlei Nachricht bekommen.

Nun will ich hoffen, dass Sie den Krieg gut überstanden haben und dass Jean gesund heimgekommen ist. Er hat sich ja immer so sehr um Sie und seine Heimat Sorgen gemacht. Während seines Urlaubs Anfang November 1944 hat er alles versucht, um nach Luxemburg zu kommen. Aber von Bad Kreuznach wurde er wieder zurückgeschickt.

Herzliche Grüße und ein frohes Osterfest wünscht Ihnen

Ihre Hildegard Binde

### Brief von Jacques VERMEIREN an die Eltern von Charel [ZIMMER]

Königsberg, den 20. August 1944

Liebe Familie!

Da ich gerne wissen möchte, wo Charlot dran ist, muss ich ja mal wieder einmal schreiben. Wenn ich auch unter die Zugvögel gegangen bin, so will ich doch gerne wissen, wo meine alten Kameraden geblieben sind. Ich bin von Fürstenwalde nach Grünheide bei Berlin gekommen in eine Bäckereikompanie. Von da aus wurde ich nach Königsberg versetzt. Es geht schon wieder so langsam dem Nordabschnitt entgegen und ich glaube fast, ohne mich geht es nicht. Nun bin ich schon fünf Wochen hier in einer Wehrmachtsbäckerei. Das Schlimmste ist, dass ich bloß nachts arbeite, so bekommt man keinen richtigen Schlaf. Aber immerhin noch besser als an der Front. Théid Senninger hat mir auch geschrieben. Er hat noch die alte Feldpostnummer. Der arme Kerl kommt auch nicht weg. Sie können Charlot sagen, dass unser alter Zugführer Kukké wieder schwer verwundet ist. Von den sechs alten Luxemburgern sind noch alle da bis auf René Cloos, der leicht verwundet worden ist.

Also liebe Familie nun will ich schließen und schreiben Sie mir bitte die Adresse von Charlot.

Herzliche Grüße und ein baldiges Wiedersehen.

gez.: Jacques Vermeiren

### Zum Schluss

Der hartnäckige Widerstand und die pausenlose Angriffe mit schwersten Waffen, ohne Rücksicht auf Verluste, charakterisieren den Freiheitswillen des russischen Volkes. Ob man will oder nicht, man kommt wirklich nicht daran vorbei, das russische Volk zu bewundern. Mit Verbissenheit verteidigte es seinen Boden. Unter unmenschlichen Opfern gelang es ihm, seine verlorenen Gebiete zurückzuerobern, welche die Deutschen ihm durch einen feigen Überfall entrissen hatten. Wir selbst machten auch böse Erfahrungen mit dem Russen. Doch bei wem lag hier die Schuld? Sicherlich nicht beim einfachen Soldaten! Warum wurde er nicht über die in die deutsche Wehrmacht gezwungenen Luxemburger aufgeklärt? Warum? So fragen wir die Politiker aus dem alliierten Lager. Was geschah später in Tambow? Wie war es in der Lübeckerbucht oder in Bad Kreuznach?

Ob beim Russen, Amerikaner oder Engländer! Wie war es möglich, dass noch in der Lübeckerbucht ein deutscher General Luxemburger Zwangsrekrutierte in der Gefangenschaft herumkommandierte und Strafen über sie verhängte, weil sie den deutschen Adler von

ihrer Uniform gerissen hatten? Wie war es möglich, dass ein Luxemburger Zwangsrekrutierter, der vom Hunger getrieben eine Handvoll Beeren zu sich genommen hatte, dafür in der Gefangenschaft von einem deutschen Gericht 30 Tage Bunker erhielt? Für jeden Tag Bunker wurde die Gefangenschaft dann noch um 5 Tage verlängert!

Wie war es möglich, dass die Amerikaner auf uns schossen, wenn wir vom Hunger getrieben, in deutschen Feldern Kartoffeln auflasen? Ein deutscher Oberleutnant der Luftwaffe fragte in der Gefangenschaft einen luxemburgischen Zwangsrekrutierten: „So, Sie wollen nach Luxemburg, als was fühlen Sie sich?“ Der Luxemburger antwortete: „Es hat sich ausgefühlt, die Zeiten haben sich geändert!“ „Mann, werden Sie nicht frech, sonst kommen Sie vors Kriegsgericht, hier kommandieren wir noch immer!“... So war es dort und heute ist es nicht viel anders...

Bei wem liegt die schwere Schuld, dass den Luxemburgern auch noch in der Gefangenschaft schrecklich zugesetzt wurde? War das kein glattes Versagen? Scheint das nicht wie ein Betrug an den Luxemburgern der Jahrgänge 1920-1927?

Warum erreichte unsere Exilregierung nicht, dass durch einen einzigen Tagesbefehl an sämtlichen alliierten Armeen, Klarheit geschaffen wurde? Es hätte damit den Zwangsrekrutierten und ihren Eltern viel Elend erspart. Zwischen Juli und November 1945 kam ein großer Teil unserer 31 Kameraden aus der Gefangenschaft nach Hause, die einen von Tambow, die anderen aus der Lübeckerbucht, aus Frankreich (Stenay) oder Bad Kreuznach. Sie sahen nicht mehr aus wie junge Leute! Nein! Sie waren krank an Herz und Seele, sie waren nur noch Skelette, ... aber sie waren wieder zu Hause!

Zuerst verbittert, fanden sie trotzdem nach und nach, umsorgt von ihren Lieben zu Hause, den Weg zur menschlichen Gesellschaft zurück. 13 gute Kameraden hatten dieses Glück nicht. Sie liegen in unbekanntenen Gräbern, vom Wolchow, Newel, Detkowa, Wolki, Dzerbene über Lettland herab bis in Ostpreußen. Die deutsche Gewalt verdammt sie dazu, hier ihre letzte Ruhe zu finden. Verraten und verlassen ruhen sie in blutgetränkter Erde. Sie gaben alles für ihre Heimat, ihre Eltern und Geschwister. Sie opferten ihr Blut und ihr Leben, das Kostbarste, was eine Nation zu verlieren hat! Eine Generation, die einmalig stolz in die Luxemburger Geschichte eingehen kann...

Mit der Anerkennung des Titels „Mort pour la Patrie“ durch unsere Regierung am 27. Februar 1967 wurde eine nationale Pflicht erfüllt gegenüber unseren 3.500 gefallenen und vermissten Kameraden, unter denen auch unsere Novgoroder Kameraden sind. Minister Pierre Grégoire zeigte bereits im Jahr 1963 den Weg, indem er durch ministeriellen Beschluss unseren unglücklichen Kameraden diesen Titel zuerkannt hat. ...

Die Freiheit des kleinen Luxemburgs sowie das Andenken an unsere gefallenen und vermissten Kameraden müssen weiter bestehen bleiben! Es ist für uns eine heilige Verpflichtung, diejenigen nie zu vergessen, die mit uns im Dreck und in tiefster Erniedrigung gelitten haben. „Car ils ont trop souffert pour être oubliés“. Kameraden, schlaft ruhig, wir vergessen Euch nicht!

### Camarades morts pour la patrie

BRESER Nicolas, geb. 26.09.1921 in Oberdonven [Niederdonven], vermisst seit dem 31. 01. 1945

CLOOS [Klos] René, geb. 14.09.1921 in Ettelbrück [Algrange]

DONKOLZ J.P., geb. 07.10.1921 in Esch/Alzette

LANG Victor, geb. 29.03.1921 in Roedt/Trintingen

MERTENS Gérard, geb. 14.[20.]08.1920 in Wilverdingen, † im Osten am 27.12.1943 (Erinnerungsbild)

PERMANTIER Alex, geb. 22.[23.]06.1922 in Hosingen

ROTH Jean, geb. 29.09.1921 in Esch/Alzette

SCHOLER Josy, geb. 21.02.1920 in Düdelingen, † im Osten (Newel) am 19. 01.1944 (Erinnerungsbild)

STEPHANY André, geb. 08.11.1922 in Remich [Burbach]

STEPHANY Metty, geb. 28.12.1921 in Remich

WALDBILLIG J.P., geb. 02.04.1921 in Echternach

WILHELMY René, geb. 24.11.1922 in Bereldingen [Bonneweg], † 06.03.1944 bei Detkowa. (Erinnerungsbild: Ehegatte von Pauline Nilles, † bei Newel am 8. März 1944)

ZIMMER Charles, geb. 19.05.1920 in Tüntingen

[ Die zwischen eckigen Klammern stehenden Angaben stammen aus dem „Livre d'Or des victimes luxembourgeoises de la guerre de 1940 à 1945“ ].

## Die Kameraden von Novgorod, die das Glück hatten, die Heimat wiederzusehen

BAUSTERT Nicolas, Wahlhausen  
 BECKER Michel, Esch/Alzette  
 BLEY François, Schieren – Luxemburg-Stadt  
 BOLY Jacques, Düdelingen  
 DUPONG Hubert, Kopstal – Luxemburg  
 ENTRINGER Joseph, Wormeldingen – Beles  
 EYSCHEN Emile, Luxemburg-Stadt  
 FLAMMANG Georges, Schiffingen – Beles  
 FLAMMANG Jean 1., Düdelingen  
 FLAMMANG Jean 2., Düdelingen  
 HAHN Marcel, Oberkorn – Differdingen  
 HERZOG Jean-Pierre, Grevenmacher  
 KABER Pierre, Helmsingen – Walferdingen  
 KONGS Joseph, Beles – Steinbrücken  
 KREINS Ferdinand, Luxemburg-Stadt  
 KREMER Roger, Luxemburg – Beggen  
 LUDGEN Pierre, Asselborn – Kayl  
 MARTIN Gustave, Weimerskirch – Lux.-Stadt  
 PLUMER Gaston, Bettemburg  
 REGENERY Mathias, Rodingen  
 RIES Pierre, Lintgen – Petingen  
 SCHULER Joseph, Hinkel – Petingen  
 SCHMIT Charles, Esch/Alzette  
 SENNINGER Théophile, Wellenstein – Strassen  
 THILL Lucien, Meispelt – Düdelingen  
 THULL Jean-Pierre, Luxemburg-Stadt  
 VERMEIREN Jacques, Esch/Alzette  
 WAHL Martin, Befort – Beles  
 WOLF Albert, Echternach  
 ZUANG René, Düdelingen

### Kameraden, die früh in der Heimat starben:

WELTER Edouard, † 03.06.1956 in Kopstal  
 NEY Henry, † 12.02.1965 in Düdelingen  
 WEALER Henri, † 02.06.1967 in Insenborn  
 – Beggen

**Ausgeschlossen wegen ihres Betragens in  
schwerer Zeit:** 5 Männer!



Théid Senninger von Wellenstein (2. v. rechts), einer der Novgoroder,  
hier als Bäcker im RAD in Konz/Trier.



Théid mit zwei weiteren „Küchenbullen“ im RAD in Konz.

## Der Leidensweg der Luxemburger Zwangsrekrutierten von Novgorod

### Nachtrag

### Théid SENNINGER aus Wellenstein, einer der Vinderup- Novgoroder

Théid wurde am 11. August 1920 in Wellenstein geboren. Er war Sohn von Jean Senninger, Winzer, und Angélique Welfringer, Ehepaar aus Wellenstein. Nach der Primärschule in Wellenstein erlernte er den Beruf eines Bäckers-Konditors.

Er war vom 20. Oktober 1941 bis zum 20. April 1942 in Konz (Trier) im Reichsarbeitsdienst, wohl in der Abteilung 4/242<sup>53</sup>. Nach der Grundausbildung als Arbeitsmann arbeitete er dort als „Küchenbulle“.

Noch im selben Jahr wurde er in die Wehrmacht gezwungen. Am 18. Oktober 1942 fuhr er mit zahlreichen Luxemburgern ins Altreich mit Ziel Rendsburg.

Am 24. Oktober 1942 wurden die Luxemburger dort in einer Kaserne eingekleidet und einzelnen Kompanien zugeteilt. Théid wurde unter der Registrierungsnummer 75 in die Stammkompanie des Infanterie-Ersatz-Bataillons 469 eingegliedert<sup>54</sup>. Im Jahr 1939 in Eutin<sup>55</sup> (Schleswig-Holstein) aufgestellt, war dieses Bataillon am 15. Juni 1942 nach Hadersleben in Dänemark verlegt worden. Es war erst am 12. Oktober desselben Jahres in ein Infanterie-Ersatz- und ein Infanterie-Ausbildungs-Bataillon aufgeteilt worden<sup>56</sup>. Théid kam nun am 24. Oktober in die 1. Kompanie des genannten Infanterie-Ausbildungs-Bataillons 469<sup>57</sup>. Am 25. Oktober ging dann bereits die Fahrt weiter nach Dänemark. Derweilen eine Reihe Luxemburger, unter ihnen Théid, bereits in Hadersleben (Haderslev) kaserniert wurden, fuhr andere Landsleute weiter bis nach Fredericia.

Am 13. November 1942 war Théid dann unter den ungefähr 60 Luxemburgern, die von Hadersleben und Fredericia nach Oxbüll an die dänisch-deutsche Grenze verlegt wurden. In dieser Stadt wurde zwischen dem 14. und 20. November 1942 die 23. Infanterie-Division neu aufgestellt. Diese sollte im Februar 1943 wieder an

die Ostfront zur Heeresgruppe Nord verlegt werden und bis April am Wolchow sichern. Die Aufklärungs-Abteilung 23, beheimatet in Fürstenwalde/Spree (heute: Bundesland Brandenburg), gehörte dieser Division an<sup>58</sup>. Théid war einer der um die 52 Luxemburger, die nun in die 3. Schwadron dieser Aufklärungsabteilung 23 eingegliedert wurden. Von Oxbüll fuhr sie am 21. November nach Vinderup, Städtchen an der Westküste von Dänemark. Dort wurden sie weiter ausgebildet.

Am 27. Januar 1943 ging der Wellensteiner mit seinen Kameraden auf Transport, nämlich von Vinderup über Tilsit, Mitau, Riga, Luga in die Gegend von Novgorod, an den Illensee in Russland (Nordabschnitt). Dort ging ihre Ausbildung, gepaart mit Einsätzen gegen die Partisanen, weiter.

Am 5. April 1943 wurden sie erstmals an der Front am Wolchow eingesetzt.

Am 15. Mai 1943 erfolgte ein Stellungswechsel. Mit ihren Fahrrädern fuhr die Luxemburger nach Tatina und dann mit dem Zug weiter über Gatschina und in den folgenden Tagen über Mga zur Front am Newabogen, beim Ladogasee.

Im August 1943 wurde die 3. Schwadron erneut verladen und über Luga zurück an den Wolchow gebracht.

Nach diesem 2. Einsatz am Wolchow ging es dann in den Mittelabschnitt nach Newel (Oblast Pskow = Pleskau). Théid wurde am 28. August für 14 Tage in einen „Panzerknackerlehrgang“ geschickt.

Am 25. Oktober war er mit seiner Einheit auf Partisanenjagd am Illensee.

Aus dem Wehrmachtarchiv geht hervor, dass er am 9. November 1943 im Reserve-Lazarett Luxemburg aufgenommen wurde. Er litt an wolhynischem Fieber, epidemische Infektionskrankheit übertragen von Kleider- und Kopfläusen<sup>59</sup>. Nach 4-monatiger Pflege wurde er am 9. März 1944 als kriegsverwendungsfähig zur 1. Kompanie des Infanterie-Ausbildungs-Bataillons 469, demnach seine Ursprungseinheit, nach Fürstenwalde entlassen<sup>60</sup>. Diese Stadt war Standort der Aufklärungsabteilung 23<sup>61</sup>. Er kam dann wieder zu seinen Kameraden in die 3. Schwadron der Abteilung 23.

53. Siehe hierzu den Bericht von Léo Pündel aus Wormeldingen (Kapitel IX, S. 568).

54. WAST-Berlin.

55. Rund 30 km Luftlinie nördlich von Lübeck.

56. lexikon-der-wehrmacht.de.

57. WAST-Berlin.

58. Diese Abteilung war am 26. August 1939 in Fürstenwalde durch das Kavallerie-Regiment 9 aufgestellt worden. Sie war 1942 nacheinander in Radfahr-Abteilung 23, Radfahr-Bataillon 23 und Kradschützen-Bataillon 23 umgewandelt worden. Sie wurde neu aufgestellt am 4. November 1942 in Dänemark als Radfahr-Abteilung 23 mit 4 Schwadronen, dann aber am 1. April 1943 in Aufklärungsabteilung 23 und am 12. September 1943 in Divisions-Füsilier-Bataillon 23 umbenannt (lexikon-der-wehrmacht.de).

59. Im Jahre 1968 schrieb Théid, er wäre in Russland an Malaria erkrankt (*ons-jongen-a-meedercher.lu*). Meinte er damit das Wolhynische Fieber?

60. WAST-Berlin.

61. lexikon-der-wehrmacht.de.

## Kapitel XVII

---

Der Wellensteiner wurde im August 1944 durch einen glatten Durchschuss am rechten Arm verwundet. (Verwundung nicht vermerkt im Wehrmachtarchiv).

Anfangs September 1944 wurde er in Riga mit andern Luxemburgern Richtung Inseln Dagö eingeschifft. Auf Dagö lieferten sie als Nachhut ein schweres Gefecht mit den Russen. Sie konnten auf die Insel Ösel entkommen. Hier wurde Théid durch einen Splitter an der Wirbelsäule verwundet. In Windau (Lettland) wurde er operiert.

Théid war noch bis zum 15. März 1945 in der Wehrmacht. Ab diesem Datum bis zum 16. Juni 1945 war er Kriegsgefangener in einem der Rheinwiesenerlager und zwar in Ingelheim <sup>62</sup> Dort herrschten bekanntlich

schreckliche Haftbedingungen. Leider ist nicht mehr als das Vorstehende über Théid zurzeit bekannt <sup>63</sup>.

Théid Senninger war 1967 Präsident der Vereinigung „*Anciens Camarades de Vinderup-Novgorod*“ (Schriftführer: Georges Flammang, Kassierer: Jos Schuler, Assessoren: Emile Eyschen, Pierre Ries, Lucien Thill, Henri Wealer und Roger Kremer).

Théid starb am 8. Februar 1994 in Strassen. (Nach den Angaben von Frau Marie-Claire Müller-Senninger, Windhof, Tochter von Théid Senninger, sowie ANL, EC Wellenstein, Geburten 463/Nr. 12 mit Datum des Todes). Alle Fotos des Berichts, auf denen Théid zu sehen ist, stammen aus dem Archiv seiner vorgenannten Tochter <sup>64</sup>.

---

62. *ons-jongen-a-meedercher.lu*.

63. Wenn nicht anders vermerkt, stammen die Auskünfte über Théid Senninger aus dem vorstehenden Bericht der Vinderup-Novgoroder.

64. Frau Müller-Senninger stellte dem Autor den luxemburgischen Ursprungstext der Vinderup-Novogoroder zwecks Übersetzung zur Verfügung. Auch dafür gebührt ihr ein herzlicher Dank.